

Zeitschrift: Historischer Kalender, oder, Der hinkende Bot
Band: - (1833)

Artikel: Vermischte Geschichten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-656108>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 14.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>



1.

Des Boten Gruß.

Grüß dich, Bot, "
 Dank Euch Gott,
 „Kommst auch wieder?“
 Auf und nieder
 Immer gleich,
 Komm ich Euch.
 Nehmt ihr dann
 Gut mich an,
 Bin ich auch
 Ein guter Gauch;
 Der nach Brauch
 Der alten Welt
 Gern erzählt;
 Und giebt Bricht
 Von mancher G'schicht,
 Klug und dumm
 Grad und krumm.
 Will auch warnen
 Vor den Garnen,

Drin der Teufel,
 Ohne Zweifel
 Mit Verlangen
 Euch möcht fangen.
 Guten Rath
 Zu kluger That
 Giebt der Bot
 Ohne Spott!
 Euch zu lachen
 Will er machen;
 Er weiß gleich
 Jeden Streich.
 Viele kennt er,
 Keinen nennt er
 Von den Narren.
 Mit dem Sparren
 Den sie tragen
 Thun sie schlagen.
 Und der Bot

Ⓔ

Scheut den Tod.
 Möcht im Frieden
 Gern hienieden
 Seyn und wohnen.
 Muß drum schonen,
 Und die Namen
 Nicht auskramen.
 Inkognito
 Sind sie froh.
 Und den Leuten
 Die gern deuten
 Ists so recht!
 Denn was schlecht
 Sucht man gerne
 In der Ferne;
 Und der Narr in eigener Haut
 Wird von keinem angeschaut.

2.

Mercurius und die Sonne.

Wir zählen heute den 3. Mai 1832.
 Künftigen Freitag, also morgen den 4. Mai,
 soll die Welt untergehn! Und doch schreib
 ich, der lahme Bote, ganz getrost ein Blatt
 in meinem Kalender; warum, darum daß
 ich an diese und alle solche Prophezeiungen
 nichts glaube, und wohl weiß, daß so
 im Herbstmonat oder Weinmonat mancher
 dieses lesen und denken wird: der Bote hat
 abermal recht! Warum soll die Welt unter-
 gehn? Weil der Kalender sagt: ♄ Durch-
 gang, das heißt: Mercurius-Durchgang
 durch die Sonne. Da meinen nun manche:
 der Planet Mercurius wird durch die Sonne
 schleufen wie die Maus durchs Loch; oder
 durchfahren wie die Flintenkugel durch ein
 Bret; und da könnt es wohl Stücke geben,
 und eins davon auf die Erde fallen, oder

dergl. Da angsten nun die Leute, kreuzen
 und segnen sich, beten bis sie schwitzen, wol-
 len weder säen noch pflanzen, und — sind
 allzumal angeführt. Die Sache verhält
 sich eigentlich folgender Maßen. Der Herr
 Mercurius ist der kleinste von allen Pla-
 neten, und steht am nächsten bei der Sonne,
 wird also eben darum so selten gesehn, weil
 er vor ihrem Lichte nicht Muß machen darf.
 So nahe darf er ihr aber nicht kommen,
 daß die Leutlein, die auf ihm wohnen, etwa
 die Tabackpfeife an der Sonne anzünden
 könnten; denn wenn er am nächsten bei ihr
 ist, so ist er doch noch 7800 mal so weit von
 ihr, als die Erde dick ist. Nämlich: wenn
 du mitten durch die Erde durch und durch
 stichst, wie mit einer Eismernadle durch einen
 Apfel, so ist das eine Linie von 1720 geo-
 graphischen Meilen, jede zu 22,822 Schuh,
 das macht also 39 Millionen, zweihundert
 vier und sechzig tausend einhundert und sech-
 zig Schuh Pariser Maß, mit meiner Krücke
 gemessen. Wenn nun der Christeli ein Mul-
 tiplikations-Exempel macht und diese Anzahl
 Schuh mit 7800 multipliziert, so weiß er
 wie weit der Mercurius von der Sonne ist,
 und wird sich nicht fürchten, daß diese zwei
 einander in die Haare gerathen. — „Aber
 was ist mit dem Durchgang?“ Ja, das
 ist was ganz anders, als wenn der Bote
 vorn ins Wirthshaus hinein und hinten
 wieder hinausgeht, und etwa unterwegs am
 Ofenthürli b'hanget. Der Herr Merkur
 kommt gar nicht in die Sonne hinein,
 sondern er spaziert nur so vor ihr vorbei,
 daß er zwischen die Erde und die Sonne
 kommt, und auf derselben als ein kleiner
 schwarzer Fleck erscheint. Das hat er nun
 schon manchmal so gemacht, und ist darum
 kein Ameisenhaufen zu Grunde gegangen,

geschweige denn die ganze Welt, und die Sache hat nicht mehr zu bedeuten als eine Mondfinsterniß, ja noch minder, weil der Merkur um zwei Drittheil kleiner ist als die Erde. Merk darüber noch folgendes: 1) Es giebt immer Leute, die sich eine Freude machen, andern eine Lüge anzuhängen und sie zu ängstigen. Es ist aber das eine schlechte Freude, die nur schlechten Leuten wohl ansteht. 2) Es giebt immer Leute, die einfältig genug sind, alles zu glauben, was ihnen aufgebunden wird. Aber wer leicht glaubt wird leicht betrogen.

3.

Ein Spaß apropos von Merkurius.

Der alte Agent Kaps sitzt gern am Abend auf dem Krämerläublein und raucht sein Pfeiflein, und verirt den Krämer. Einmal sitzen sie auch neben einander; der Agent nimmt ein Stück Papier im Laden, darauf stand geschrieben: Merkurius war der Gott der Schelmen und der Kaufleute.“ „Aha, sagt der Agent, „siehst du Krämer, wie nahe die Schelmen und die Kaufleute sind!“ „Ja, sagte der Krämer, es ist so; drum sitz' ich neben dir.“

4.

Vom Taback.

Der Bote geht an einem Dienstag nach Bern, und stopft sein Pfeiflein. Kommt zu Ortschaften einer zu ihm und stopft ebenmäßig: so haben sie gesprachet vom Taback, und wie von zehn, die einem auf der Straße begegnen, sechs oder acht die

Pfeile im Maul oder im Sack haben. Da nimmt der Bote ein altes Buch aus seinem Ranzen. Es ist gedruckt 1754 und sagt vom Taback also: „Das Kraut Taback hat seinen Namen vom dem Ländlein Tabaco, welches gelegen in Neu-Spanien in der neuen Welt (der Bote wird nachher mehr davon sagen), wo selbst dies Kraut sehr häufig wachset und am meisten gebraucht wird, auch von dannen heraus erst in diese Länder gebracht worden. Dieses Krauts Blätter, welche sehr groß sind oftmals länger als eine Elle und breiter als eine halbe Elle, werden auf eine sonderliche Art aufgetrocknet und zusammengewickelt, gleich wie ein dickes Seil, und darnach klein zerschnitten, und in erdene Pfeifen gethan, ans Licht gehalten, davon man alsdann den Rauch in den Mund ziehet. Solches nennet man Taback trinken.“

Da fangt mein Mann zu lachen an und sagt: Wunderlich! Wußten sie denn damals nicht, wie man tabacket? Jetzt weiß es jeder Bube! Aber es disputiren jetzt viele darüber ob es gut sey oder nicht. Der Bote sagt: darüber ist von Unbeginn gestritten worden. Höre, was mein Buch weiter sagt: „Nun fragt sich, ob dieses Tabacktrinken oder Rauchsauffen gesund sey oder nicht? Allhier befinden sich zwei Extremitäten: etliche gebrauchen es allzuoft, und haben sich so dazu gewöhnet, daß, wo sie nicht täglich ja stündlich trinken, so werden sie krank. Etliche haben ganz einen Abscheu dafür, und können nicht einmal den Rauch davon ertragen, vielweniger den Rauch einziehen. Und gehet es ihnen hiemit eben so, als andern, die von Natur nicht können Käse oder Butter essen, keine Kafen leiden, nicht können den Wein

schmecken.“ Jetzt lacht mein Mann abermal und sagt: deren, die den Wein nicht schmecken können, giebt's doch wenige, sonst würden sie nicht an allen Orten neue Wirthshäuser, Pintenschenke und Saufwinkel haben wollen. Aber was sagt das Buch vom Gesund: oder Ungesundseyn? — Voté: es findet der Schreiber desselben, was alle vernünftigen Leute finden: wer's nicht leiden kann, der laß es bleiben; wer's aber treibt, der treibe es mit Maß und Ziel, und mache keine Schwelgerei daraus. Dann wird's nicht schaden. Wem's aber nicht wohl bekommt, der weiß von selbst, was er zu thun hat.

5.

Das Vaterland des Tabacks

ist also Tabako oder Tabago, und darum sollte man nicht sagen Tuback und tubacken, sondern Taback; und Tabago ist eine Insel in Westindien, wird zu den Caraimischen gerechnet, liegt etwa 3 Meilen von Trinidad; ist etwa 9 holländische Meilen lang und 3 breit, und sehr fruchtbar an allerlei Lebensmitteln. Seit dem aber der erste Taback von dort gebracht wurde, und der Gebrauch sogar sehr überhand nahm, wird auch auf andern Inseln, auf dem Festland von Amerika, in Europa und selbst in der Schweiz Taback gepflanzt. Daß es aber so vielerlei, mitunter sehr schlechten Taback giebt, daß ein Pfund 4 Bk., aber auch 80 bis 100 Bk. kosten kann, daran ist schuld, daß es 1) von Natur viele verschiedene Arten gibt, wie beim Köhli, beim Salat, und ist der gemeinste bei uns Gelehrten (Hustet doch nicht so!) genannt

Nicotiana rustica. 2) Daß das gleiche Kraut nicht in allen Ländern und nicht in allem Boden gleich gut gedeihet. 3) Daß aufs Pflanzen, Einsammeln und Bearbeiten oder Fabriziren nicht immer gehörigen Fleiß gewendet wird. So hat mich ein gewisser Herr berichtet, dem ich hiermit für manchen guten Bericht und manche gute Pfeife Taback meinen verbindlichen Dank abstatte. Und nun weiß der geneigte Leser mit wessen Kalbe ich hier gepflüget habe, und braucht nicht zu husten, wenn ich sage: wir Gelehrte!!

6.

Me söts nit meine!

Da geht eine hoffärtige Bauernfrau im Herbst an den Solothurner Jahrmarkt, und will ein Paar Strümpfe kaufen für den armen Buben, der ihr das Vieh hütet. Sie ist sehr wohl bekleidet, hat perse silberne Göllekettelein, und der Sohn, der auch mitgeht, eine mit Silber beschlagene Tabackspfeife. Wie theuer die Strümpfe? Acht Baken! Und als der Krämer sich eben umkehrt, hurtig die Frau mit den Strümpfen in ihr Säcklein und fort. Aber der Krämer hats doch gemerkt, ist ihr nachgesprungen, hat ihr die Strümpfe wieder abgenommen und gesagt: „me söts nit meine daß e fettige Frau fettigs chönt mache!“

7.

Der Narr.

Ein Sonderling, ein Narr, schlug einst zum Spasse

Die Trommel, und gleich war die Straße
Bedeckt von Menschen, voll, bis zum Ge-
dränge,

Ihm folgt die ungestüme Menge
Verwundert nach. Es fragt die Neubegier:
„Was soll denn das? Was giebt's denn
hier?“

Der Narr ließ sich erst lange fragen
Warum er so viel Lermen machte.

Man ließ nicht nach. „Sprich Narr!“ —
Er lachte,

„Hört! sprach er endlich, ich wills sagen
Weil alle fest darauf beharren:

„Sagt, muß die Welt nicht nârrisch seyn?
„Ein einziger Narr, wie ich, kann hun-
dert andere Narren

„Von allen Orten, groß und klein,
„Auf einen Platz zusammen bringen;

„Zehn Klugen würd es kaum gelingen
Zwei Kluge nur hieher zu bringen.“

Dies Märlein macht auch noch die Wahr-
heit dir bekannt:

Da wo die Menge ist, ist nicht stets
der Verstand.

8.

Merkwürdige Leute.

Solche hat ein gewisser Herr Arago
in Paris einmal am Abend zu sich ein-
geladen, wie man sie kaum anderwärts
zusammen brächte. Da war der Herr
Spicronow, Professor in Kasan, der hatte
eine Reise nach dem Südpole gemacht.
Dann der Herr Kapitän Scoresby, der
hingegen zum Nordpol gereiset war. Fer-
ner der Herr Freiherr von Humboldt, der
die höchsten Berge, z. B. den Pîl auf
der Insel Tenerifa und die merkwündigsten

Spitzen der Andes-Gebirge in Amerika er-
stiegen und untersucht hatte. Weiter, Herr
Professor Gay-Lussac, der war gar in einem
Luftschiff himmelan gestiegen; — ein Herr
Cailloud, der hatte eine Reise in Egypten
gemacht, und die Quellen des Nils auf-
gesucht; endlich sogar Madame Freynet,
die eine Reise um die Welt mitgemacht
hat. So hat niemand bei diesen gelehr-
ten und weitgereisten Herren gefehlt als —
ich, der hinkende Vöte! —

9.

Seufzer wie's viele giebt.

1.

Dornen zwar mein Weib mir flieht;
Doch mir selbst ist's beizumessen.
Wollt' sie einst vor Liebe fressen
Und ich Narr — ich fraß sie nicht.

2.

Ich, sonst bekannt als reicher Mann,
Verkaufe nun mein Haus.
Zu oft zog ich mein Weibchen an,
Zulezt zieht sie mich aus.

3.

Als ich mein Weib einst nahm, wie glück-
lich war ich doch!
Und als sie nun verschied, bin glücklicher
ich noch.

10.

Etliche Naturfabeln.

In alten Zeiten, wo man die Natur
nicht so genau in allen ihren Theilen durch-

sucht und geprüft hatte, überhaupt auch die Leichtgläubigkeit größer, das zweifelnde Prüfen seltener war: in jenen Zeiten entstanden eine Menge Naturfabeln, deren Ungrund jetzt von unterrichteten Leuten allgemein anerkannt wird. Weil aber nicht alle unterrichtet sind, und überhaupt schwer vom Glauben abzubringen sind, wenn's auch nur Aberglaube wäre, so haben sich solche alte Fabeln, zumal auch durch alte Bücher, bis in unsere Zeiten fortgeerbt. Ich will hier einige Belehrung darüber geben.

Der Basilisk soll ein Thier seyn, gestaltet wie ein Haushahn, aber ohne Federn, und mit einem Schlangenschwanz. Sein Blick sey so giftig, daß er damit alles tödten könne. Er selber muß sterben, wenn er sich im Spiegel sieht. Dieses schreckliche Thier entstehe so: wenn ein Haushahn neun Jahre alt worden, so lege er ein Ey, daraus komme am neunten Tag der Basilisk! So lautet die Fabel. Wahres ist nichts daran, und schon die Zahl neun mahnt an den alten Aberglauben mit der Zahl drei, denn 9 ist 3 mal 3. — Dann hat nie ein Hahn ein Ey gelegt, und kann keins legen, so wenig der Stier kalbert. — Kein Thier kann in 9 Tagen sich im Ey vollkommen ausbilden und auskriechen; darum hat auch kein glaubhafter Mensch je gesagt, daß er einen Basilisken gesehen habe. Wenn mich aber ein Mensch ansieht, als wollte er mich mit seinem Blicke vergiften, so nenne ich das: Basilisken Augen!

Der Drache. Dieser sollte ein vierfüßiges Thier seyn, mit fürchterlichen Klauen, einem Schlangenschwanz und federmausrartigen Flügeln; fürchterlich groß und stark,

so daß er im Stande war, einen Menschen ganz zu verschlingen. Sein Blut, sein Athem, sein Blick sogar sollte giftig seyn; ja er sollte sogar Feuer speien. Ehemal dem war alles voll von solchen Drachenfabeln, besonders unsere Schweiz. Der gelehrte Zürcherische Naturforscher Scheuchzer (geboren 1672) hat sie gesammelt und in seiner Naturgeschichte bekannt gemacht. In unserm Kanton ist bekannt der Drache, der in der Gysnau bei Burgdorf gehaust haben soll. Es ist möglich daß es in alten Zeiten, in den Wildnissen des noch unbauten Landes große Schlangen gegeben hat. Drachen aber gewiß keine, und kein gelehrter Naturforscher hat je einen derselben gesehen.

Das Einhorn. Dieses wird beschrieben völlig wie ein Pferd, nur trage es ein gerades, mehrere Schuhe langes sehr hartes Horn vorn an der Stirne. Es sollte in Afrika gefunden werden. Aber auch dieses Thier ist in der Natur nicht vorhanden, und nie in Wahrheit gesehen worden. Wohl findet sich ein solches Horn in Naturalien-Kabinetten, es ist bis auf 6 Schuh lang, außerordentlich hart und schwer, von Farbe wie Elfenbein. Es kommt aber nicht von einem vierfüßigen Thiere, sondern von einem bekannten Meerfisch, der zu den Wallfischen gerechnet wird, weil er lebendige Junge gebiert.

Der Vogel Phönix. Es giebt nur einen einzigen solchen in der Welt. Er ist so groß wie ein Adler, gestaltet wie ein Papagai, mit einem goldfarb glänzenden Kopf, einer Feuer-Krone, grün-roth und gelben Leibe, blauem Bauche, und Schwanz von vielen Farben. Er lebt zwölftausend und etliche hundert Jahre. Dann bauet

Mer auf einem sehr hohen Felsen ein Nest
 von Zimmetrinde, Weihrauch und köstlichem
 Gewürz, setzt sich darauf, zündet das Nest
 an der Sonne an und verbrennt sich selbst.
 Aus seiner Asche wird zuerst eine Made
 und aus dieser Made ein Vogel Phönix,
 der abermal so lang lebt. — „Wahrlich,
 wo ein Mensch nicht ganz und gar aber-
 witzig ist, kann er ja Rechnung machen
 was für ein Vogel sey, der schon so viel
 tausend Jahre, ehe die Welt erschaffen
 war, sich verbrannt hat.“ Man rechnet
 nämlich etwa 4000 Jahre vor Christus und
 lebt 1832 nach Christus; wir sind also et-
 wa im 5832 Jahre der Welt, und der
 Phönix soll sich schon mehrmal verbrannt
 haben! Glaubts wer mag. Der geneigte
 Leser merkt hier nicht nur die Fabel, son-
 dern auch daß dieser gelehrte Artikel aber-
 mal nicht von mir kommt, sondern von
 meinem Gevater dem Schulmeister, mei-
 nem treuen Nothhelfer, dem hiemit höf-
 lich gedankt sen. —

11.

Wörterbuch.

(Fortsetzung.)

Anekdote. Eigentlich etwas bisher
 noch unbekannt gewesenes. Gemeiniglich
 nennt man kurze, kleine Erzählungen so,
 Er dergleichen der Bote bringt.

Die Allee; ein auf beiden Seiten
 mit Bäumen besetzter Weg, wie z. B. über
 das Breitfeld bei Bern.

Die Ambition; ist so viel als Ehr-
 geiz. Ist eine Gemüthskrankheit, die viel
 Unheil anstellt, und laboriren namentlich

die großen Helden, aber auch viel kleine
 daran.

Die Alchymie; die Kunst Gold zu
 machen. Ist noch nicht erfunden; sind
 über den Versuchen viele zu Lumpen, manche
 zu Narren geworden, und reich — kein
 einziger.

Der Accent; der Ton in der Aus-
 sprache, der auf bestimmte Sylben fallen
 muß. Es ist nicht einerlei ob du im Worte:
 lebendig, den Accent auf die erste, zweite,
 oder dritte Sylbe legst. Versuchs auch mit
 den Worten: Appenzell, Gesellschaft, Lächer-
 liches. Ferners mit dem Reim:

Wo sind deine Aelterväter?

O du armer Enterbeter! —

Ueber mehr giebt der Schulmeister Aus-
 kunft.

Der Aceß deutsch; Zutritt. Der
 Aceß vor Gericht, die Erlaubniß vor Ge-
 richt zu erscheinen. Aber man brauchts
 auch von einer Krankheit, z. B. ein Aceß
 von Gichtern, von Ohnmacht; — da heißt's:
 ein Angriff. —

Die Akademie ist eine höhere Lehr-
 anstalt, worein junge Leute treten, wenn
 sie ihre Schulen schon durchgemacht haben.

Abonnieren, sich verpflichten zur
 Uebernahme, z. B. auf ein Buch, daß
 man so und so viel Exemplare oder ein-
 zelne Stücke davon kaufen wolle, wofür
 auch subscribiren, d. h. unterschreiben,
 gesagt wird. Man sagt: der Abonnent,
 der unterschrieben hat; das Abonnement,
 von subscribiren: Subscribent, Subscrip-
 tion. Wird die Bezahlung zum voraus
 geleistet, so heißt das pränumeriren, Prä-
 numeration, Pränumerant. Das bin ich
 niemals!

Copei, lateinisch Copia, eine Ab-

schrift, daher copiren, der Copist, die Copiatur-Arbeit.

Desolation, Resolution und Revolution werden oft verwechslet, und sind doch so ganz verschieden. 1) Desolation ist Trostlosigkeit. 2) Resolution ist muthige Entschlossenheit. 3) Revolution eine gänzliche Umwälzung, z. B. eines Staates. — Nummer 2 ist das beste Mittel gegen Nummer 1 und Nummer 3 bringt viel von Nummer 1, und wird meist eine Dissolution, d. i. gänzliche Auflösung.

Absolviren, lösen, lossprechen von etwas. Absolution, Lossprechung, Vergebung, z. B. der Sünden. Aber auch: vollenden, z. B. eine Arbeit.

Absolut! Z. B. ich will das absolut nicht — ich wills durchaus nicht. So brauchen wirs gemeiniglich. Es ist aber auch der Gegensatz von Relativ. Den Unterschied anzugeben gehört nicht hieher.

Absurd, sehr dumm, verstandlos. „Die Absurdität dieser Rede ist auffallend;“ man merkt nicht, daß das verstandlos gesprochen ist.

Allarm, der Lärm, Ausruf dazu. Allarm schlagen, mit der Trommel die Soldaten aufrufen, wenn irgend wo Lärm ist. Allarmzeichen, z. B. das Läuten und Hornen bei Feuersbrünsten.

Alesanzereien, sind alberne, unge reimte Poesen, die aber manchmal gar ernsthaft aussehen.

Das Amphibium, in der Mehrzahl: die Amphibien, Thiere die im Wasser und auf dem Lande leben können. Dahin gehören Frösche, Schlangen, Eidechsen.

Der Antichrist, in alten Schriften; Endtchrist. Ehedem hielt man die Türken, bei der Reformation den Papst dafür. Manche meinen: er wird erst noch

kommen. — Aber leider ist er schon da, und nicht nur einer, sondern viele. Denn Antichristen sind alle, die der christlichen Religion abgeneigt sind. —

Apokryphisch, verborgen. So heißen gewisse Bücher in der Bibel. Nicht etwa darum, daß man ihre Verfasser nicht gekannt hätte, sondern weil man über die göttliche Eingebung derselben nicht im Klaren war, diese Bücher darum im Schranke verschlossen hielt, und in den Synagogen nicht öffentlich vorlesen ließ.

Apotheke; nicht Apit eg. Der Laden oder Kaufmannsgewölbe, wo Arzneimittel bereitet und verkauft werden, durch den Apotheker.

Appelliren, seinen Prozeß von einem untern Gerichte vor ein höheres ziehen. Die Appellation. —

Der Appetit, Eßlust, auch jede andere Begierde zu etwas. Appetitlich, etwas das Eßlust erweckt: unappetitlich, was einem die Eßlust vertreibt, wie z. B. eine schmutzige Magd zum Aufwarten, unsauberes Geschirr, stinkendes Fleisch u. s. f. Mags mancher Wirth merken!

Appretiren, zurüsten, zurichten, z. B. eine Speise; aber auch Waaren, z. B. Tuch.

Der Architect, ein Baumeister. Die Architektur, Baukunst; architektonisch nach den Regeln der Baukunst gemacht.

Das Archiv, ein Ort wo öffentliche Schriften aufbewahrt werden. Der sie beaufsichtigt, ordnet, registriert u. s. f. heißt Archivar.

Eine Arie, ein kurzer Gesang, Lied.

Die Aristokratie, das ist ein griechisches Wort, und bedeutet ursprünglich die Regierung der Besten; im Gegensatz der Demokratie, wo das ganze Volk

regiert. Aristokrat ist also ein Glied einer solchen Regierung selber, oder ein Anhänger derselben.

Die Artillerie, nicht Attallerie; das grobe Geschütz; versteht sich Kanonen u. dgl. nicht grobe Worte wie sie mancher spricht.

Affsekurieren, z. B. ein Haus; gegen eine gewisse jährliche Abgabe den Verlust oder Schaden zum Ersatz übernehmen. Eine solche Anstalt heißt Affsekuranz; wie wir deren haben für Häuser, für Waaren, gegen Hagelschaden.

Die Atmosphäre, deutsch, der Dunstkreis, Luftkreis.

Die Auction: eine öffentliche Versteigerung.

Der Autor, ist derjenige, der ein Buch schreibt, der Verleger derjenige, der den Druck und Verkauf übernimmt. So bin ich der Autor des Berner hinkenden Boten, und der Herr Carl Stämpfli an der Postgasse ist der Verleger.

Und hier beim B. . da steh ich still.

Wer gerne mehr noch wissen will,

Der darf mich kecklich weiter fragen.

Doch eines, Leute, laßt euch sagen:

Fragt franko beim Verleger an;

„Wer bist denn du?“ Was gehts dich an?

12.

Der Doktor und sein Patient.

Man weiß ja welcher Doktor so gerne jagt! Der sollte einmal einen Kranken auf dem Berge besuchen, und weil der Weg durch einen stillen Wald gieng, nahm er die Flinte mit, und denkt: es giebt etwa ein Paar Amseln oder Misteler! Als er aber beim Kranken anlangt, ruft ein Knabe

ganz erschrocken: „Eh! Schärer! Worst du der Metti töde?“ Aber der Patient tröstet ihn mit den Worten: „eh nei, Gauch! der Schärer braucht dafür ke Büchse!“

13.

Der tolle Hund.

Es sind in diesem Jahre wieder eine Menge betrübter Unglücksfälle mit tollen Hunden begegnet. Der Bote hat darum einen verständigen Mann ersucht, ihm hieüber eine warnende Belehrung für seinen Kalender aufzusetzen, und theilt nun dieselbe seinen Lesern mit.

Die Publikation der Sanität-Commission vom 18. Brachmonat 1832 macht mit mehreren Unglücksfällen bekannt, die seit dem April begegnet sind. Zwei sind im Krankenhause der Insel wirklich gestorben, und neun andere lagen krank noch dort. Schrecklich genug!

Wenn ein Hund traurig und unfreundlich wird, den Appetit zum Fressen und Saufen verliert, mürrisch wird, so ist er schon gefährlich, und die Wuth wahrscheinlich im Beginnen. Er achtet nun schon wenig auf den Ruf des Meisters, schleicht trübselig herum und nähert sich dem Ausbruche der Wuth immer mehr. Diese zeigt sich hauptsächlich auf zweierlei Art. 1) Die sogenannte stille Wuth, wobei der Hund nicht läuft, den Schwanz noch aufrecht trägt, unnatürlich glänzende Augen hat, alles anfällt und beißt was ihm in den Weg kommt, und so vergiftet. 2) Die laufende Wuth, wobei der Hund sinnlos in die Welt hinein läuft, meist gerade aus, doch auch anders, der Schwanz hängt herab und ist eingezogen, der Kopf ist gesenkt, die Augen von Entzündung roth,

Schaum ist um den Mund, die Zunge ist blau und hängt aus dem Munde. Dieser Hund läuft bis er krepirt, wenn er nicht früher getödet wird, und was er beißt, das ist unglücklich. Zwischen beiden Arten haben sich aber auch so viele Abänderungen gezeigt, daß es schwer wird einen tollen Hund mit Sicherheit zu erkennen, wodurch begreiflich die Gefahr um vieles vermehrt wird.

Die Folgen aber des tollen Hundes: Bisses sind fürchterlich. Man denke sich schon den Schrecken und die Angst in die ein Mensch gerathen muß wenn ihm ein toller Hund begegnet, wenn dieser ihn anfällt, beißt, vielleicht ihm Arm und Beine zerfleischt! So wie der giftige Speichel (Geifer, Schaum) in die Wunde und in das Blut tritt, so theilt sich dadurch die Wuth-Krankheit dem Menschen mit. Heftige Fieber treten ein, Krämpfe befallen ihn und die Wasserscheu und die Wuth folgen. In diesem Zustande sind die Kranken selbst gefährlich, denn auch sie wollen manchmal beißen, und auch ihr Biß kann vergiften. Ein elender Tod endet ihre Qualen.

Man hat gegen diese fürchterlichste aller Krankheiten zwar mancherlei Mittel vorgeschlagen; aber auch diejenigen, die jetzt am allgemeinsten angewendet werden, sind sehr schmerzhaft und vermögen doch in vielen Fällen den Unglücklichen nicht zu retten. Man schneidet wo möglich die gebissenen Stellen im Fleische aus, was aber nur durch einen geschickten Arzt geschehen darf, wenn nicht Nerven oder Blutgefäße verletzt werden sollen. Man brennt die Wunde mit glühenden Eisen oder auch mit Schießpulver aus und sucht eine Eiterung zu bewirken. Aber nach allen diesen Martern

bricht doch das Uebel noch manchmal aus, und es ist kein völlig und in jedem Falle sicheres Mittel gefunden worden. Heilige Menschenpflicht ist es nun für jeden, so viel an ihm ist, solche Uebel zu verhüten.

Dazu gehört vorerst Kenntniß der Ursachen, die einen Hund toll machen können. Ehedem glaubte man, und leider glauben es manche noch jetzt, es sihe jedem Hunde unter der Zunge ein Wurm, der durch sein Nagen das Thier toll mache; und wenn man diesen Wurm herauschneide so werde der Hund nicht toll. Aber das ist ein unglücklicher Aberglaube. Es ist kein Wurm unter der Zunge! Was man dafür ansieht ist vielmehr ein wichtiger Theil des Thieres selbst, nämlich eine Sehne oder ein Band, das den Thieren des Hundesgeschlechts eigen ist, und ihnen das Saufen erleichtert, welches sie bekanntlich auf eine ganz eigene Art mit der Zunge verrichten. Schneidet man diesen Theil heraus, so macht man begreiflich das Thier schon zornig, verursacht ihm unnöthige Schmerzen, erschwert ihm das Saufen, und kann durch das alles gerade die Tollheit verursachen. Ein klarer Beweis davon ist der Hund der im Brachmonat lezthin bei Burgdorf erschlagen ward, nachdem er so viele Menschen unglücklich gemacht hatte. Diesem war eben vor kurzer Zeit der Wurm geschnitten worden, und eben die Schmerzen mögen zu seiner Wuth beigetragen haben. — Veranlassungen zur Tollheit sind: strenge Kälte, große Hitze, besonders wenn der Hund sich von der Kälte gleich zum heißen Ofen legt. Bei trokener, gespannter Luft ist die Gefahr auch größer als bei feuchter Luft. Vorzüglich gefährlich ist, wenn der Hund schlecht gehalten und verpflegt wird, Hunger leidet, schlechtes

verdorbenes, versauertes oder stinkendes Futter bekommt; besonders aber wenn er Durst leidet, oder unreines Wasser saufen muß. Hefrige Zahnschmerzen, an denen die Hunde oft leiden: vorzüglich aber die verhinderte Begattung (Paarung) können das Uebel verursachen. Aller unnatürliche Zwang überhaupt ist diesen Thieren zuwider: alles Plagen, Necken, muthwillige Erzürnen, Mißhandeln u. dgl. kann auch dazu beitragen, und man muß sich daher über den bübischen Unverstand so vieler Menschen wundern, die sich eine Freude daraus machen, jeden Hund wo möglich zu necken und zum Zorn zu reizen.

Da aber das Unglück, das durch tolle Hunde angerichtet wird, leider nicht ganz verhütet werden kann, so bleibt es desto mehr Pflicht dasselbe durch alle möglichen Mittel wenigstens zu vermindern.

1) Vor allem aus müßten alle unnützhigen Hunde abgeschafft werden. Je mehr solche Thiere, desto größer die Gefahr. Wie viele sind aber die durchaus nichts nützen, wie die ganze Schaar der sogenannten Schoßhündchen, die nicht nur mehr kosten als sie werth sind, sondern oft so meisterlos gehalten werden, daß mancher arme Mensch Gott dankte, wenn ers so gut hätte als solch ein Hund! — Aber — und das ist noch viel schlimmer — wie manche arme Haushaltung hält ohne Noth einen Hund, läßt ihn Hunger oder nährt ihn mit schlechter Speise, hekt ihn ohne Noth, macht ihn mit Fleiß böß u. dgl. — Man könnte gewiß drei Viertel aller unserer Hunde tod schlagen, und würde der Menschheit einen großen Gefallen thun. Wenn die Feuerpolizei das Recht hat und haben

muß, alles Feuersgefährliche von sich aus wegzuschaffen, sollte der Gesundheitspolizei nicht eben so viel Recht gebühren um eine der fürchterlichsten Gefahren zu entfernen?

2) Man bemerke wohl alles was Hunde toll machen kann, wie wir oben angegeben haben, und verhüte es so viel möglich.

3) Man beobachte seinen Hund immer und aufmerksam, und sobald er verdächtig wird, überliefere man ihn dem Scharfrichter zur Hut und Besorgung, oder auch zum Tode. Da darf kein unzeitiges Mitleiden, keine übertriebene Hundeliebe, kein Bitten und Weinen der ungnädigen Frau für ihren Schoßhund hindern, solch gräßlichem Uebel vorzukommen.

4) Sind wirklich tolle Hunde herumgelaufen, so muß die Wachsamkeit noch strenger werden. Denn wenn auch dein Hund nicht gebissen ist, was du aber nie mit Gewißheit wissen kannst, so scheint es beinahe als ob die Wuth sogar zu einer herrschenden Seuche werden könne, wie Viehpestes oder Blattern und Röchlen. Darum ist in solchen Zeiten die größte Sorgfalt nöthig. Herzlich wünsche ich, daß mein gut gemeintes Wort von Allen beherzigt werde.

D. K.

Ich danke dem Herrn hiermit öffentlich für seine gütige Mittheilung. Es ist zwar, nach vieler Leute Meinung, eine sehr zweideutige Ehre im Kalender zu erscheinen. Aber der liebe Herr mag gerne auf jegliche Weise nützlich sein, und verschmähte es darum nicht dem armen hinkenden Boten die Hand zu bieten, wofür ihm dieser herzlich danket.

Ein Lied auf der Alp zu singen.

Da schwebts mir immer in dem Sinn,
Oft weiß ich selbst nicht wo ich bin,
Vergesse Ziger und Käse.
Bald ist mir um und über wohl
Bald bin ich traurig und böse.
Die Liebe, ha! Der Geyer hol!
Ist drum ein wunderbarlich Ding.

Im Thal da ist mir bang und schwer,
Auf Alpen gefällt's mir auch nicht mehr;
Durchstreif ich Thäler und Hügel,
Gleich ist der Kobold hinten nach,
Und packt mich wieder beim Flügel.
Der Geyer hols! Die Liebe — ach!
Ist drum ein wunderbarlich Ding.

Und geht es denn dem Abend zu,
Und denk ich, hast im Schlaf doch Ruh!
So kommt es zehnmal schlimmer.
Und spuckt mir da ums Bette her
Und macht mir Träume und Schimmer,
Von etwas — ja bei meiner Ehr!
's ist drum ein wunderbarlich Ding.

Der lustige Jahrmarkt.

(Siehe gegenüberstehende Abbildung)

Als der Bote seine gelehrten Reisen
durch Frankreich machte, traf ers in der
Normandie an einem Orte gerade zum Jahr-
markt, und fand da Manches das ihn belu-
stigte. Da waren, wie gewohnt, Affen
und Seiltänzer, Marionetten und tanzende
Hunde, Modehändler und Beutelschneider,
Marktschreier und Zahnärzte u. dgl. Aber
ganz besonders gefiel mir das, daß auch ein
eigener Platz war, wo Manns- und Weibs-
personen sich versammeln, welche Dienst

und Arbeit suchen. Das war nun ganz
besonders lustig anzusehen, und darum hab
ichs dem geneigten Leser in einem feinen
Kupferstich vor Augen stellen wollen.

Da steht eine dicke grobe Magd, die
zu einem Bauren als Landarbeiterinn dinge-
n will, die hat einen Dreschflegel in der
Hand. Eine feine gepukte Jungfer hat ein
kleines Mehlpürstlein in der Hand, zum
Zeichen, daß sie Kammermädchen sein will.
Da steht ein vierschrotiger Kerl, eine Peit-
sche in der Rechten, zeigt den Fuhrknecht.
Da die dicke Trulle mit der rothen Guger-
Nase, das ist eine Köchinn, das zeigt die
hölzerne Kelle die sie trägt. Das dünne,
lange, schmale, lustige Pürschlein gleich da-
neben, das ist ein Kleidermacher, sonst
Schneider genannt, wie man an dem Bü-
geleisen und an dem Ellstecken sieht. Der
Musik dort, der eine Kleiderbürste und
eine Klopfruthe führt, das ist ein Kam-
merdiener. — Sieh! dort das Mädchen
hat an einem rothen Band ein Zucker-
männchen am Halse, weil es als Kindermagd
Dienst sucht. Dort ein Schuhknecht macht
schuldert d's G'wehr mit einem Stiefelholz,
und der weiße, lange, dünne Mehlsack
dort, mit dem Kamm in der Hand, der
ist ein Perückenmacher. Aber nun die Mei-
ster alle, die hier Dienstboten suchen, die
Zuschauer, die sich an dieser Musterkarte
lebendiger Menschen ergözen, das alles
macht gar ein hübsches Gemälde, wie der
Leser in Figura sieht. —

Des Onkels Haussteuer.

Unter alten Papieren fand ich einmal
folgenden Brief, den ein Pfarrer schrieb,

Der lustige Jahrmarkt.



ZIMM.

als er seiner Schwestertochter zu ihrer Heirath Glück wünschte.

Meine liebe Väsi Gattungi!

Wenn meine alten Beine mich so weit tragen möchten, mein liebes Gattungi, so wollte ich kommen und dir singen: Gnad, Fried und reichen Segen — wollst Herr in dieser Stund u. s. w. Dieweil aber das jetzt nicht geschehen kann, so mußt du mit meinem einfältigen Schreiben und treugemeinten Glückwunsch vorlieb nehmen, als einer Haussteuer.

Vorerst, liebes Gattungi, geb ich dir ein Amulet an den Hals zu henken, das die bösen Geister vertreibt, es heißt: Demuth vor Gott und Menschen, denn der Hochmuth geht vor dem Falle einher, und was sich zu sehr blähet, das verplazet: die Demuth aber macht angenehm und bringt Friede mit Gott und den Menschen.

Zum andern stell ich eine Schildwacht vor dein Haus, die heißt Gottesfurcht. Die macht stark und getrost, und giebt festen Muth: und wenn der Gottlose fleucht, wo niemand ihn jagt, so ist der Fromme wie ein junger Löwe.

Dann etwas in die Hausapotheke, nämlich Sanftmuth und Geduld.

Wenn dein Johannes dir etwa sagte, du seiest ein Engel, und dein Gewissen dawider sagte: eh bhütis nei: so denk, daß er auch kein Engel sein wird, sondern wird seine Mucken haben und etwa einen bösen Laun. Dem hilft nun am besten die Sanftmuth und Gelindigkeit, denn wenn zwei harte Steine zusammenschlagen, so giebt's Feuer. Zum andern ist die Geduld gar eine nöthige Tugend in diesem Erdenleben, bevorab im heiligen Ehestande, sintemal nicht nur zwei fehlerhafte und gebrechliche

Menschen zusammen verbunden werden, sondern gar allerlei Fatalitäten sich zutragen wo nur die liebe Geduld aushilft, inmassen sie die beste Kreuzträgerin ist.

Wann dann in der Zukunft — hier war das Blatt zerissen und der Leser muß den Rest errathen. —

17.

Nachtgesang.

Der Mond ist aufgegangen,
Die goldnen Sterne prangen
Am Himmel schön und hell.
Wie säuselts durch die Stille
Mit aller Liebesfülle,
Und murmelt Bach und Quell.
Gebt Abscheid jedem Kummer,
Und wiegt euch ein zum Schlummer,
Des Schöpfers Auge wacht.
Er blickt auf nidre Hütten
Wo Lieb' und fromme Sitten,
Das Leben golden macht.

18.

Warnung an das Weibsvolk.

(In der Manier des weiland berühmten Pater Abraham.)

Na! Was schaut ihr Weibsteute alle dort naus? Was guckt ihr alle auf einen Fleck? Ja, dort ist der Mannenberg! Aha! Geltet ihr Narren! Ihr seht die Kirchen nur darum an, daß man dort Hochzeit macht, und ihr möcht nicht warten bis ihr auch auf dem Mannenberg seid. Gebt acht, daß ihr nicht zulezt in den Narrenbach kommt! Ihr meint der Ehestand ist ein lauterer Adelsboden! Ach

warum nicht gar! Meist wohnen die Ehe-
leute ja doch im Thäderegg. Ihr
meint die Mannsleute kommen alle von
Reichenbach oder Reichenau, und
wenn ihr nur heirathen könnt, so werdet
ihr in einem Goldbach wohnen. Aber
ihr müßt schon zufrieden sein, wenns bei
Käs und Brod bleibt und ihr nicht gar
nach Betlehem kommt, und in Bös-
sigen wohnen müßt! — Der Anfang ist
wohl schön! Von Müntschimier geht
er aus, aber er endet nicht selten im Un-
willen! Mit Küßnacht fängt der Han-
del an, aber er endet zu Brieg! Meint
ihr, es ist überall Liebegg? Weit gefehlt!
Von Liebefeld gehts oftmal nach
Grynau. Der Mann, ja der weiß wohl wo
Freudenau und Freudwyl ist; aber
wenn er nach Wynau geht, so schickt er
die Frau zum Gätzibrunnen! Er wohnt
gern auf der Heiteren, während die
arme Frau zu Finsterhennen hinter
der Kunkel sitzt, und Trübsal spinnt. O!
sagt die Grete, mein Mann muß sicher
von Gutenberg sein! Ja! sagt die Liesel:
ich will einen von Allerheiligen! Ach!
Ihr verblendete Narrinnen! Geht zuerst
nach Bettwyl und beitet oder wartet
eine Weile! Da soll jeder Mann ein Herr
von Schenkenberg sein! Aber Geduld!
Er führt euch spazieren in die Enge,
und ist eher ein Herr von Nydeck! Nun
freilich! Eure eigene Schuld ist's manch-
mal auch, ihr Weiber, wenn ihr beständig
im Kumpel wohnet. Warum sind so
viele von Euch auf dem Klapper-Platz
daheimen, daß euch das Maul geht wie
eine Windmühle im Wetterluft. Da gera-
thet ihr denn freilich auf Brülbach, auf
die Bysseg, in die Kratzeren, und

wohnet beständig in der Dornhalden. —
Gelt! Auf Büelischer da ist gut leben!
Von da gehts nach Bettenhausen!
Von Bettenhaus ist's nicht weit auf — wie
heißts doch gleich? — auf Kindhausen.
Aber nun — kommt Langweiler. Und
ihr werdet schon erfahren, eine Frau die
zu Kindhausen fleißig war, kommt oft in
Umstände, daß sie meint sie sey zu Allen-
lüssen oder Allenwinden, und weht
ihr gar mancher saure Lust unter die
Nase! — Ist vollends der Mann nichts
werth, ist er im Eugench verburger,
wohnt er in Balgen, oder gar in der
Kalberhöhin, dann ist Unwetter im
Hause. Oder ist er von Faulenbach
und mag nicht arbeiten: steckt er beständig
im Durstgraben und will nur Wein
und Gebranntes schlucken: oder treibt er
sich gar auf der Spielmatte herum,
macht den vier Königen den Hof, buhlt
mit der Herzdame und bringt seiner Frau
eine Sau heim und macht seine liebe Ehe-
hälfte zur Kreuzdame, ach, dann möchte
sie wohl die Schaufeldame werden, und
sich selber das Grab bereiten! Dann gehts
mit schnellen Schritten nach dem Düren-
boden, von da nach Grächwyl und
das Ende ist — Bettelhausen oder
gar — das Schelmenloch.

(Nachschrift des Boten.) Obiges
merkwürdige und kunstreiche Stück ver-
danke ich der gelehrten Feder meines Ge-
vater Schulmeisters, und dieser versichert,
daß alle die hier genannten Orte nicht etwa
erdichtet, sondern wirklich vorhanden sind,
und zwar in der Schweiz selber.

Was der Zorn für Narren macht.

Einem weisen Manne steht der Zorn übel an, sagt der weise — Hinkende Vöte. Und so wirds wohl wahr sein. Doch giebt's so viele Männer — vielleicht auch Frauen — die gleichen einer Strohburde; wenn nur ein kleines Füncklein dazu kommt, so ist's gleich ein helles Feuer: oder einem Pulverfaß, das leicht in die Luft springt und alles zerschmettert: oder einer Orgel wo zumal die Blasebälge voll Wind sind, wie leicht man sie anrührt, so schreit sie. Was denn die Leute für dummes Zeug sagen und reden, wenn sie zornig sind, davon wäre viel zu sagen, wenns der geneigte Leser nicht selber wüßte. Einige Stücklein will ich aber doch erzählen. Da kommt ein Handwerkspursche die Straße daher, sieht in des Pfarrers Matte einen schönen Birnbaum. Hurtig das Ränzle vom Rücken, über den Zaun, und auf den Baum hinauf. Flugs beißt er in die erste beste Birne, aber das war eine Kannenbirne und zog dem Purschen den Hals zusammen, daß er fast erstickte. Jetzt wird er zornig und schimpft: ey du verfluchter Baum! Daß du Spitzbuben tragen müßtest. Und er war selber darauf!

Noch lustiger ist aber folgendes: Da ist der Klaus — er selber weiß am besten wen ich meine, — der ist auch so ein Tollkopf, der um jede Kleinigkeit auffährt, wie eine Kacke, wenn man sie auf den Schwanz tritt; und dann mit seinem Babeli hauset wie ein zorniger Kettenhund. Der sitzt am Tisch zum Mittagessen, und fängt an zu zanken, weil sein Babeli ihm ein Erbsmuß gekocht hat, anstatt ein Bohnen-

muß! „Hät is nume g'wüßt, i hät der ja gern der Wille tha,“ sagt die erschrockene Frau. „Hätst chönne frage, du Stockfisch“, brüllt er sie an. „Myn Trost, du bist ja der ganz Morge nie daheime gsi, un erst ebe vori hei cho!“ — Halts Maul du Reseniere! — „Nu so will i ja schwinge!“ — Nei du sott rede! — So gehts eine Weile fort, bis die Frau auch ungeduldig wird und sagt, „du bist doch aber z'vollem e Narr!“ Jetzt geht dem Faß der Boden aus. Klaus ergreift den Milchhasen und wirft ihn nach der Frau; die flieht, der Hasen fährt auf das Puffert und zerschlägt Teller und Gläser: die Frau zur Thür hinaus und schließt von außen zu. Klaus in seiner blinden Wuth, rennt mit dem harten Narrengrind nach der Thüre, das alte wurmstichige Ding geht in Stücken, der Kopf durch, und so steckt der tolle Narr in der Klemme. Will er sich an den Spreißen nicht blutig reißen, so muß er warten, bis die zusammengelaufenen Nachbarn ihn erlösen.

Das ist ein Spiegel für tolle Narren! Der Zorn bringt immer einen Sparren. Ihr mögt daran ein Exempel nehmen, Und euer Zornfeuer besser zähmen.

Das Wort Pfaf.

Es braucht mancher das Wort, und weiß nicht was es bedeutet. Es macht sich mancher die bübische Lust, schimpft seinen Pfarrer einen Pfaffen, und weiß nicht was es eigentlich sagt. Hab das Wort auch nicht verstanden, bis mirs der Herr Pfarrer erklärte, also: ehemals waren die Geistlichen die einzigen, die schreiben konnten,

und alle Käufe, Contrakte und andere wichtige Schriften wurden von ihnen ausgefertigt und unterschrieben. Dann setzten sie zu ihrem Namen die Worte: pastor fidelis animarum fidelium, heißt auf deutsch: treuer Hirt getreuer Seelen! Der Kürze wegen setzten sie bald nur die Anfangsbuchstaben p. f. a. f. und nun sagten die Leute Pfaf! — So liest jener Gemeindeschreiber das 7bris und 8bris auch: siebenbris — achtbris!! — Pfaf ist also kein Scheltwort! Ueberhaupt ist der Bote der Meinung:

Wer seine Freude hat am Schelten
Mag als ein Bidermann nicht gelten.
Wer andre wirft mit Roth und Schmutz
Ist sicher selber nicht viel nutz.

21.

Ein gescheider Kerl leidet nie Mangel
an Geld.

So sagte oft der lustige Deutsche, der beim Schneider arbeitet in meinem Dorfe. Dann meinte der reiche Hans bei der Linde: bis du gescheid, du hast doch kein Geld, ich aber hab's! Ja, sagt der Schneider, und bist doch nicht gescheid, das muß wahr sein. — So waren sie oft an einander. Einmal im Wirthshaus sagt der Schneider zum Hans: „hör du Dicker! Ich bin mit meinem Geld ausgekommen, gib mir einen Fünfbäcker!“ Da lacht ihn der Hans aus, und sagt: ich habe gemeint einem gescheiden Kerl mangelts nie an Geld. Wie kommst du jetzt so gar vom Gelde? Das will ich dir sagen, so bald ich den Fünfbäcker habe um meine Zeche zu bezahlen. Der Hans giebt das Geld, und der Schneider sagt:

„siehst du, daß ich doch recht habe? Wenn die gescheiden Kerle kein Geld haben, so finden sie es bei den ungescheiden.“ Und der Hans wollte nicht ungescheid sein, sondern nahm die Sache für Spaß und lachte, und sie blieben doch gute Freunde. So ist's recht!

22.

Die merkwürdige Streitfrage.

Hier kommt eine gute Lehre voraus, die sich gewisse Leute wohl merken mögen: wenn du auf der Straße zu Leuten kommst, die etwa mit einander im Gespräch sind, so stelle dich nicht so unbescheiden hin und hör ihnen zu, oder lauf ihnen auf der Ferse nach um zu wissen was sie sagen. Das ist grob und zudringlich. Wenn sie denn aber dich ansprechen, so gib freundlich und manierlich Bescheid, wie der Bote dir folgendes Beispiel giebt. Im vorigen Herbst kam ich im Grauholz zu zweien jungen Herren, die trugen Habersäcke auf dem Rücken, darauf die Regenschirme gebunden, und in der Hand tüchtige Stöcke. Das sind Herren Studenten, denk ich, und gehe auf die andere Seite der Straße. Aber bald ruft einer: „hör an du“ — und gab mir einen Titel, den ich nicht verstand; es war so was von Cholus oder dergleichen, „Du bist so ein Psiffikus und sollst uns helfen die Zeit vertreiben. Wir geben einander wichtige Fragen auf, und du sollst auch antworten.“ Jetzt fragt er: du, Sa-drach, sag an, was war wohl eher, die Henne oder das Ey?“ Da antwortete dieser: „Bruder Mesach, ich glaube das Ey war eher als die Henne, denn wo sollte

G.

sonst die Henne herkommen, als aus einem En?“ „Ich aber — sagte der erstere — ich glaube die Henne war eher als das En, denn woher sollte das En gekommen sein als von einer Henne?“ Jetzt wendet er sich an mich und sagt; „du sollst nun entscheiden. Aber wie heißest du eigentlich?“ Nun merkte ich, daß die jungen Herren mich zum besten haben wollten; darum zog ich höflich meinen Hut und sprach: nichts für ungut, meine Hochgelehrten Herren, da der eine von ihnen der Sadrach und der andere der Mesach ist, so werd ich wohl der Abednego sein, der mit ihnen im Feuerofen der gelehrten Streitigkeiten — prägen soll. Was aber jene für die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechts so hochwichtige Frage anbetrifft, die sicher nur der helle Lichtstrahl unserer aufgeklärten Zeit hervorbringen konnte, so ist meine unmaßgebliche Meinung die, daß die Henne vor dem En erschaffen war, weil geschrieben steht, daß Vögel erschaffen wurden, aber keine Eyer.“ Da lachten die Herren lustig und sagten: alter Fuchs! Wir merken, dich fängt man nicht in jedem Letsch; du hast gleich verstanden, komm mit herein, du sollst eins mit uns trinken.“ So tranken wir im Sand ein gut Glas Wein, das die Herren bezahlten; und als wir an die Wegscheide kamen, zogen sie gerade aus, ich aber links, gaben uns freundlich die Hände, und schieden im Frieden. Keiner hat den andern um seinen Namen gefragt, und das ist bescheiden; aber wenn der Herr Sadrach und der Herr Mesach das lesen, so wird es sie doch freuen daß der einbeinige Abednego sie nicht vergessen hat, sondern Ehrenmeldung im Protokoll thut.

Kuriose Hochzeiten.

1. Der respectable Bräutigam ist 54 Jahre alt, geht auf Krücken und mißt in die Höhe 2 Schuh 10 Zoll! Die Braut ist ein hübsches Mädchen von 19 Jahren, die Schwester der ersten Frau, die in der Kutsche den lieben Bräutigam auf der Schoß hielt.

2. Ein junger Mann von 25 Jahren heirathet eine Schönheit von 88, sage acht und achtzig Jahren!! — Sie hatte eine weiße Haube auf, war ganz weiß gekleidet, und, damit alles auf ihre zarte Jugend deute, fuhr sie mit weißen Pferden; der Bräutigam aber fuhr — mit Grauschimmeln. —

Ei so lüg doch.

Die Franzosen haben ein Sprichwort, das heißt, „wer von weitem herkommt, hat gut lügen!“ Man kann eben nicht immer hingehen und sehen obs wahr ist. Das hat der Schneider Ludi gemerkt, und wollte kein Franzose sein und sagt immer Bougre s'ist wahr! So erzählt er: ich hab in Paris mal ein Zwerglein gesehen, das war keine halbe Elle lang, und so leicht, — bougre mafoi, daß es einmal am offenen Fenster stand und wie die Thür aufgieng eh ben! da hats der Zugwind aus dem Fenster geworfen. Eh diabel, wie hat mer geschrien. Aber zum Glück war im Winkel neben dem Hause ein großes Spinnengewebe, darein fiel das

Zwerglein, und blieb darauf sitzen. Und als man's mit der Leiter herunter holen wollte, da wars maloi hohe Zeit, denn die Spinne hatte ihm schon den Faden um den Hals gelegt, und hat den armen diabel ohne anders erwürgt! Man hat ihm darauf bleierne Schuh machen lassen, daß es der Wind nicht wieder nimmt. Aber was g'schieht! Einmal hat sein Schlafkamerad im Bette gehustet, und weil das Zwerglein die bleiernen Schuhe nicht an hatte im Bette, versteht ihr wohl! so ist's von dem Husten aus dem Bette geworfen worden. Bougre ist's wahr. So erzählt der Schneider. Aber der Schmied dachte ich wills noch besser machen, so merkt er, daß er mich nicht zum Narren hat. So erzählt der Schmied: das muß ein gar kleines Männlein gewesen sein! Aber ich verwundere mich nicht darüber. Ich habe auch so ein kleines Ding gesehen, das wohnte in einem Fingerhut; es war gewaffnet und trug einen Säbel der von einer Nähnaedel gemacht war, und ritt auf einer Waldameiße. Die hat das Männlein einmal abgeworfen, und mit dem Hinterfuß ihm ein Loch in den Kopf geschlagen. Jetzt lachten alle, und der Schneider schlich hinaus und nahm zur Vorsorg eine Spalte Holz mit, damits ihm nicht gehe wie seinem kleinen Männlein, denn die Biße pfiß gar gewaltig.

Merks: wenn einer lügen will, so ist's am besten er machs so, daß die Blinden es mit Händen greifen können.

Und merks: wenn dir einer lügt, er sieht eine Floh am Kleid vom Deck auf dem Kirchthurn, so zürne nicht, sondern sage nur, „ja wäger! Ig höre si schnuse!“

25.

Der Sigerist tröstet.

Weil wir da vom Kirchthurme sprechen, so kommt mir der alte Sigerist von X in Sinn. Der hat einmal seinen Vetter Benz in großer Traurigkeit angetroffen, und war viel Jammers und Klagens, und meinte der Benz, auf der ganzen Welt ist doch kein Unglückhafter wie ich. Alles Zusprechen ist umsonst. Da bittet ihn der Sigerist, er möchte mit ihm auf den Kirchthurm kommen, und am Zeit der Kirchenuhr etwas helfen. Nun sind sie oben, und sehen herab in die Welt, über das ganze Dorf, und sehen viel Welt und manches andere Dorf, und in der Ferne den Kirchthurm von Solothurn. Da sagt der Sigerist, sieh da, Benz, wie viel Dörfer, wie viel Häuser! In allen sind Leute, und die Leute alle haben auch ihren Kummer; denn einem jeden wird ja seine Suppe ein oder das andere Mal versalzen. Oder meinst du alle jenen Leute seyen immer nur glücklich und du allein unglücklich? Da schämte sich Benz, und klagte nicht mehr.

26.

Maskeraden.

Kinder verkleiden sich gerne, und wollen etwas anders vorstellen, als sie sind. So machens aber auch große Kinder. Wenn nun ein Advokat und rechtsgelehrter Herr sich in einen Schneider verkleidet, oder der Wirth in den heidnischen Gott Bacchus, oder einer in einen Hans:

wurft, der andere in einen Kaminfeger oder gar in einen Teufel, so heißt man das: eine Maske. Treten ganze Gesellschaften auf solche Weise zusammen, so heißt's eine Maskerade. So war eine zu Venedig 1827, wo eine ganze Gesellschaft als Frösche, Fische, Hechten, Karpfen und dergleichen erschienen. Alle ritten auf prächtigen Pferden, und ihre Kleider waren sehr kostbar. Zum Beispiel eine Gräfin war in einen Karpfen verkleidet, jedes Auge war ein Diamant von 20,000 Thaler werth. Das waren schöne Augen, nicht wahr? Das meinte aber jener Spitzbube auch, der sich im Gedränge heran machte, und dem Karpfen hurtig ein Auge austrakte! Item das war mehr werth als eine ganze Hand voll der schönsten Feuersteine.

Der Bote hat zwar diese Maskerade nicht selbst gesehen, denn er war damals gerade nicht in Venedig. Aber er kennt doch Leute, die das ganze Jahr maskirt sind, d. h. etwas anders vorstellen, als sie sind, anders denken und anders reden und denen man doch die Augen nicht austrakt, vielleicht weil sie nicht von Diamanten sind, oder — weil es in unserem Lande keine Spitzbuben giebt!

27.

Die ungebetenen Gäste oder die Franzosen in Ancona.

(Siehe nebenstehende Abbildung.)

Ancona ist eine große feste Stadt und Seehafen am adriatischen Meere, welches ein Theil des mittelländischen Meeres ist, der Italien von der europäischen Türkei und von Griechenland scheidet. Diese Stadt

gehört zu dem Kirchenstaate oder demjenigen Theil von Mittel-Italien, welcher wieder unter der Herrschaft des römischen Papstes steht, nachdem der Kaiser Napoleon, der dieses Land mit Frankreich vereinigt hatte im Jahr 1814, vom Thron gestürzt, und der Papst nicht nur als Oberhaupt der römisch-katholischen Kirche sondern auch als weltlicher Regent von allen großen Mächten anerkannt worden ist. Auch die Könige von Frankreich waren seither wie ehemals des Papstes treue Verbündete, und doch wurde auf Befehl des gegenwärtigen Königs, Ludwig Philipp, die päpstliche Stadt Ancona am 23. Hornung 1832 ganz unerwartet und mitten im Frieden von französischen Truppen überfallen und besetzt, und Niemand weiß wenn diese ungebetenen Gäste es wieder verlassen werden.

Ueber die Ursachen und Folgen dieses sonderbaren Ereignisses, das im ersten Augenblick in ganz Europa allgemeines Aufsehen erregte, und einen unvermeidlichen Friedensbruch befürchten ließ, melden die öffentlichen Blätter Folgendes:

Das päpstliche Gebiet, das über zwei Millionen Einwohner zählt, ist einer der fruchtbarsten Theile des schönen Italiens, aber so arm bedrückt und schlecht angebaut, daß es kaum die Hälfte der Menschen nährt, die darin leben könnten. Der Papst ist unumschränkter Oberherr, und läßt das Land durch Geistliche regieren, die so wenig von Staatsverwaltung verstehen, daß die päpstliche Regierung von jeher die schlechteste in Europa war, und ihre Unterthanen das Loos aller ihrer Nachbarn beneiden mußten. Unter der französischen Regierung hatte das Land sich etwas erholt, und der

Die Franzosen vor Ancona.



größere Theil des Volkes kehrte nur ungern unter seinen geistlichen Oberherrn zurück; einzelne Verschwörungen die sogleich mit Strenge unterdrückt wurden, sich aber unter den auf einander folgenden Päpsten Leo XII. und Pius VIII. von Zeit zu Zeit erneuerten, bewiesen die herrschende Unzufriedenheit.

So blieb es bis die Pariser-Juliustage auch in Italien wie in Belgien, Polen, Deutschland und selbst in der sonst so ruhigen Schweiz eine Gährung der Gemüther erregten, die bald in Revolution ausbrach. Am Ende des Jahres 1830 starb der Papst Pius VIII. und am 2. Hornung 1831 bestieg Gregor XVI. den päpstlichen Thron. Sein Regierungs-Antritt schien das Zeichen zu einer allgemeinen Revolution in Mittel-Italien zu sein. Am 5. empörte sich das Volk von Modena gegen seinen Herzog, am 10. wurde die Herzogin von Parma von ihren Unterthanen aus ihrer Hauptstadt vertrieben, der größte Theil des Kirchenstaates griff zu den Waffen, und steckten die dreifarbigten Fahnen auf, die Insurgenten besetzten Ancona, und mehrere andere Städte, die Deputirten der neuen Freistaaten Mittel-Italiens versammelten sich am 26. Hornung in Bologna, und erklärten die weltliche Macht des Papstes als erloschen.

Das neue Schauspiel gieng aber bald zu Ende, die verjagten oder bedrängten Fürsten riefen Oestreich zu Hülfe, das für die Ruhe seiner Staaten in Ober-Italien besorgt, ein zahlreiches Heer grüßter Truppen aufstellte, welches in den ersten Tagen des Märzmonats Modena, Parma und Bologna besetzte, dann auch Ancona einnahm; und damit der Revolution ein Ziel setzte; denn alle Insurgenten unterwarfen

sich nun dem Papst, die meisten flüchteten sich nach Frankreich, und den übrigen wurde eine bedingte Amnestie bewilligt.

Die Ruhe schien jetzt im Kirchenstaate wieder hergestellt, dauerte aber ebenfalls nicht lange, denn schon im Dezember 1831 verursachte eine päpstliche Verordnung neue Unruhen; Volksversammlungen bildeten sich in Bologna und ernannten Deputierte um dem Papst die Beschwerden und Wünsche des Volks ehrerbietig vorzubringen; der heilige Vater wollte aber seine Unterthanen nicht anhören, sondern suchte Hülfe bei den fremden Mächten, und machte ihren Gesandten in Rom unter denen sich auch der von Frankreich befand, die Maafregeln bekannt, die er zu gänzlicher Beilegung der Unruhen in seinem Staate zu treffen gedachte. Wenige Tage hernach, am 25. Januar, zogen die Oestreicher wieder in das päpstliche Gebiet ein, und besetzten am 28. Bologna, um die päpstliche Regierung zu unterstützen. Da sie früher und jetzt treffliche Mannszucht hielten, so wurden sie auch überall gerne gesehen, und als Freunde aufgenommen.

Anfangs Hornung wurde in dem französischen Seehafen zu Toulon am mittelländischen Meere eine Flotte ausgerüstet, und mit einigen Landungstruppen bemannt, die man nach Algier oder nach Griechenland bestimmt glaubte; der Commandant erhielt von Paris geheime Befehle, segelte ab, und bald hernach vernahm man zu allgemeinem Erstaunen, daß diese Flotte ganz unerwartet an der östlichen Küste des Kirchenstaates erschienen sey, und sich mit List der Stadt und Festung Ancona bemächtigt habe. Die Flotte, unter Commando des Capitains Gallois, bestand aus einem zum Transport von Truppen eingerichteten

Liniensschiffe von 90 Kanonen, und zwei Fregatten, die Truppen unter Oberst Combes wurden 1500 Mann angegeben; der französische Befehlshaber soll, der Mailänder Zeitung zufolge, bei seiner Ankunft mit dem päpstlichen Hafencapitain überein gekommen sein, daß die Schiffe erst um 8 Uhr Morgens am folgenden Tage den 23. Hornung in den Hafen einlaufen sollen, die eine der Fregatten sey aber schon um zwei Uhr Morgens eingedrungen, und um fünf Uhr waren bereits alle Truppen heimlich ausgeschifft; sie bemächtigten sich des Thores am Schlachthause, das unbesezt war und dann der übrigen Wachtposten in der Stadt, wo sie die päpstlichen Soldaten entwaffneten; dann überrumpelten sie den Platz-Commandanten in seinem Quartier, und der Oberst Combes erklärte ihm, daß er sein Kriegsgefangener sey, wenn er nicht die Festung übergebe. Ein anderer französischer Offizier begab sich um 4 Uhr Morgens in die Wohnung des päpstlichen Delegaten oder Statthalters, und forderte diesen ebenfalls an, die Citadelle zu übergeben, um Blutvergießen zu verhüten, der Delegat aber protestierte mündlich und schriftlich gegen dieß völkerrechtswidrige Verfahren, worauf er als Gefangener behandelt, und eine Schildwache vor seine Thüre gestellt wurde. Zu gleicher Zeit forderte Oberst Combes den in der Festung befindlichen päpstlichen Staatsoffizier zur Uebergabe auf, unter dem Beding, daß die päpstlichen Truppen, entweder mit Waffen und Gepäck aus der Festung abziehen, oder gemeinschaftlich mit den Franzosen den Dienst in derselben versehen sollen; und da der Offizier diese Bedinge annahm, so rückten die Franzosen ein, und steckten ihre dreifarbigte Fahne neben der päpstlichen auf.

Sobald der Papst von diesen Ereignissen Nachricht erhielt, protestierte er feierlich und kräftig gegen den feindlichen Ueberfall. Der französische Gesandte aber erklärte, im Namen seiner Regierung, ihre Absichten seyen ganz friedlich, sie haben Ancona nur in der Absicht besetzen lassen, um zu der Wiederherstellung der Ruhe und Ordnung im Kirchenstaate, auch ihrerseits mitzuwirken, den päpstlichen Stuhl zu bestigen, und den italienischen Völkerschaften bleibende Vortheile zuzusichern. Der Ueberfall von Ancona sey gegen ihre Befehle vor der Ankunft des damit beauftragten Generals erfolgt, die beiden Befehlshaber Gallois und Combes sollen abberufen und zur Verantwortung gezogen werden.

Endlich gab der Papst seine Einwilligung in das was nicht zu ändern war; die österreichischen Truppen ließen die Franzosen ruhig in Ancona bleiben, wo aber seit der Ankunft dieser ungebeten Gäste die Ruhe keineswegs besetzt, sondern vielmehr öfters durch Mord und Raub unterbrochen worden ist, ja den neuesten Nachrichten aus Italien vom 20. Juni zufolge, soll sich Ancona von der päpstlichen Herrschaft losgerissen, zu einem Freistaat erklärt, und eine eigene Regierung eingesetzt haben. Der Papst forderte nun bestimmt, daß die Franzosen Ancona verlassen, und hat durch eine eigene Bulle über die Rebellen den Kirchenbann ausgesprochen. Ob aber diese alte geistliche Waffe wirkamer sein werde als seine weltliche Macht, das wird die Zeit lehren.

28.

Zeiten und Namen ändern.

Wer ein wenig Achtung giebt auf das was geredet und geschrieben wird, der bemerkt,

daß manche Sache jetzt ganz anders heißt als ehemals, und alles in Namen und Titeln vornehmer geworden ist. Ein Schulmeister heißt jetzt Schullehrer, ein Schuhmacher heißt Schuhfabrikant, der Schneider nennt sich Kleiderfabrikant; Buben und Meitschen findet man bald keine mehr, sondern nur Knaben und Töchter. Die Profos sind Polizeier geworden, die Harschiere Landjäger. Hab ich doch gehört, daß ein Perückenmacher sich gar Kopfgärtner nannte. Nun! Da werden die Müller wohl Mehlfabrikanten, die Kaminfeger etwa Hochsteiger, die Hafner Leimdreher, die Gerber Ledermacher, u. s. f. genannt werden. Es ist doch offenbar, daß unser Volk Riesenschritte gemacht hat in der Aufklärung.

29.

Neue Art ein Einkommen zu gewinnen.

In der großen Stadt London geht umher ein Mann, der alle Morgen warme Kuchen verkauft. Diese ruft er aus, aber er brüllt dabei so fürchterlich, daß die Leute sich die Ohren zuhalten. Besonders wohnte in der einen Gasse eine Frau mit schwachen Nerven, die den abscheulichen Schreihals mehrmals bitten läßt, seine Stimme zu mäßigen. Alles umsonst! Hat er vorher gebrüllt, so brüllt der Mensch nun noch ärger, bis die Frau ihm wöchentlich ein gewisses Geld verspricht, wenn er ihre Gasse meiden wolle. — Gut, denkt er, es giebt noch manche andre Gasse; und so treibt er den Spas auch anderswo, und mein Correspondent versichert, er beziehe von verschiedenen Orten her wirklich so viel Pension, nur damit er nicht schreie,

daß er nun seinen Kuchenhandel ganz aufgeben, und nur von seinem Einkommen leben wolle! —

30.

Geld gewinnen auf andre Manier.

Große Städte, wie Paris und London, sind das Paradies für die Bettler, deren mancher nach unsern Begriffen ein reicher Mann ist. So starb in London ein Bettler, dem Anscheine nach in den armseligsten Umständen. Seine Verlassenschaft bestand nur in Lumpen und alten unsaubern Ankenhäfen! Was? Ankenhäfen? Ja wohl. Was that der Bettler mit Ankenhäfen? Er denkt, liebe Leser, er hatte daraus lauter Sparschäfen gemacht, und darinn fand man nur 70,000, sage siebenzigtausend Franken, meist in Gold!

Es finden sich hoffentlich in unserem Lande keine solche reiche Bettler; aber doch sicher viele die nicht darum betteln, weil sie müssen, sondern nur weil sie wollen! „I wett e Mar sy und arbeiten? Bettlen geit viel ringer und treit mir meh y! Das ist so der Bettler Leibsprüchlein.“

31.

Noch Eins.

Ein armer Teufel kam eines Tages nach Paris nicht mit, sondern ohne Sack und Pack und 5 Baken in der Tasche. Dafür hatte er sich 3 Tage lang Suppe und Brod gekauft. Am 4. gieng er auf einem öffentlichen Plaze hin und her, nicht etwa der Verdauung wegen, wie man das wohl manchmal zu thun pflegt. Indem er nun

3

so auf; und ab spazierte, bemerkte er eine große Menge Menschen, die einen nahen Tabaksladen betraten, und denselben mit gefüllten Dosen wieder verließen. Er wendete sich an einen derselben und bat ihn höflichst um eine Prise, die ihm nicht versagt wurde. Dieser erste Versuch machte ihn kühn und er wendete sich nach und nach an alle Andern, ohne daß ihm je die Erfüllung seines Begehrens verweigert wurde. Statt nun allen diesen Tabak zu schnupfen, legte er ihn in ein Paquet und verkaufte die 8 Loth, die er bis zum Abend zusammengebracht hatte, an einen Kaufmann, der ihm freilich nur die Hälfte des Werthes dafür bezahlte. Der Bettler betrieb diesen kleinen Handel mehrere Monate lang, und genoß immer denselben Credit. Der Kaufmann gerieth nun auf den Gedanken, den also entstandenen Betteltabak unter dem Namen „Dreilientabak“ zu verkaufen, unter welchem er bald so berühmt und gesucht wurde, daß er seinen Verkäufer einlud, ihm eine größere Menge davon zu verschaffen. Dieser wollte der Forderung entsprechen und griff also tiefer als bis dahin in die ihm dargebotenen Dosen hinein. Kaum hatte man jedoch dieß bemerkt, so schlug man ihm die Dose vor der Nase zu, und somit war sein ganzer Credit hin. Der arme Tropf hätte den Spruch des Liedes bedenken sollen: „Zu viel ist ungesund.“

32.

Helfe was helfen mag.

In dem kalten Winter 1788 fand ein polnischer Bauer, der zur Stadt fuhr,

in dem hohen Schnee, einen halb erfrorenen Zigeuner, und nahm ihn aus Mitleid in seinem Schlitten mit. Nicht über lang kamen etwa 10 Wölfe aus dem Walde auf sie los, und hatten Lust zuerst an dem Zigeuner ihren Hunger zu stillen. Dieser ergreift in der Angst seinen Dudelsack und fängt an darauf zu spielen, und die Wölfe laufen davon, als wenn sie gejagt wären. Ich weiß einen er könnte das ohne Dudelsack mit seiner eigenen Stimme!

33.

Eine wunderselttsame Historia, wie nämlich der Kukuk im Winter rufen thäte.

Es war im Winter, da lag in einem Hause ein Mägdlein krank. Da giebt's Lärm vor dem Hause, es summet und brummet, es kraßt von Außen an den gefrorenen Fensterscheiben, ja ganz vernemlich ruft der Guggler, obschon es finster Nacht und herber Winter ist. Drinnen in der Stube hauset der Aberglaube, so giebt's auch jämmerliche Angst; denn was kann das anders sein, als Gespenster-Lärm? — Am Morgen schickt man zu einer nahen Verwandten, einer Brodiererin, die im Kufe steht, daß sie mit nächtlichen Geistern umzugehen wisse; man fragt sie um Rath und — mit weisen Sprüchen entläßt sie die Fragenden. Aber das Unwesen dauert fort, alle Nächte kömmt das Summen und Brummen, alle Nächte ruft der Guggler! Aber nun ergreift der Sohn des Hauses das rechte Mittel. Ob ers vom Boten gelernt hat, weiß ich nicht! Er ladet die Flinte, und paßt vor dem Hause

Was ist der Dürst?

So hab ich einmal einen gelehrten Herrn gefragt, weil mein Gewater, der Schulmeister, für diesmal keinen Rath wußte; und der gelehrte Herr hat mich also berichtet: — diese ganze Sache ist ein allgemein verbreiteter uralter Aberglaube, so alt, daß die meisten Leute nicht einmal den Namen mehr recht wissen. Sie sagen: Der Dürst, das Dürstengejäg! Eigentlich soll man sagen: der Fürst: das Fürstengejäg! In Deutschland heißt: die wilde Jagd, der wilde Jäger. Hier und da auch das wüthende Heer, Wüthis: heer. Das ist alles eines und ebendasselbe. Was ist's nun aber damit? Ich will euch zuerst die Thatsache erzählen, dann die abergläubige Deutung, und zuletzt die natürliche Erklärung beifügen.

Man hört im Frühling und Herbst manchmal Nachts in der Luft ein Getöse von Stimmen; oft in der Ferne, oft aber als führe es den Leuten über die Köpfe. Es hat einige Aehnlichkeit mit dem Bellen der Hunde, auch mitunter läßt sich eine Stimme hören wie wenn jemand: Huh! huh! rufte. Das ist die Thatsache.

Daraus aber hat nun der Aberglaube gar etwas Bedenkliches gemacht. Er sagt: man hört deutlich eine ganze Meute Jagdhunde mit verschiedenen Stimmen! Man hört die Jäger, Huh! Da da da! rufen. Das ist der wilde Jäger. Gott b'hüt is darvor. — Aber wer ist der wilde Jäger? Jetzt kommt eine Geschichte, die an einem Orte so, an einem andern anders erzählt wird. Aber die Hauptsache ist immer die: —

Ei, das wäre!

Ein Herr der viel herum reist, und darum auch viel zu erzählen weiß, weil er gar viel erfahren hat, erzählte einmal: In meinem Leben hab ich nirgends so viel Ratten angetroffen, als einmal im Wallis. Ich langte am Abend mit der Schäfse im Wirthshaus zu B. an, und übergab dem Stallknecht mein geschirrtes Pferd zur Versorgung. Aber wie ich am Morgen will anspannen lassen, da ist kein Pferdgeschirr vorhanden. Ist's gestolen worden? Nein! Die Ratten haben es gefressen; ganz gefressen, so daß auch nicht ein Riemlein übrig blieb! Aber, fragt jemand, und die eisernen Ringgen, und der Messing: Beschlagnagel? Alles gefressen, Stübis und Rübis? — Ey das wär doch entsetzlich! Ja alles gefressen! —

ein Graf, Ritter oder Fürst, war ein so übertriebener Jäger, daß er damit seine Bauern unsäglich plagte, ihre Matten und Aecker verwüstete, wenn er mit seinem ganzen Gefolge darüber hinritt, und alle ihre Seufzer und Klagen nicht hören wollte. Darum muß er jetzt zur Strafe nach seinem Tode immer noch als Lustgeist jagen, und wird selbst von höllischen Geistern geheßt. Das ist das Wüthis-Heer, der wilde Jäger. So erklärt der Aberglaube. In Deutschland, wo zu allen Zeiten die Bauern unter der Jagdlust ihrer Herren weit mehr zu leiden hatten als in unserer Schweiz, hört man davon auch vielmehr sprechen. Allein die Sage ist auch in England und Frankreich.

Die gelehrten Naturforscher, die schon so manchem Aberglauben den Garaus gemacht haben und ein erfreuliches Licht in der Finsterniß des Verstandes verbreiteten, sie haben auch hier der Wahrheit auf die Spur zu kommen gesucht, und haben gefunden: 1) der Lärm und das Geschrei ist lange nicht so groß und die verschiedenen Stimmen sind lange nicht so deutlich, als die Leute sagen. Ihr Aberglaube, ihre Furcht und ihre Einbildung haben viel mehr daran gethan, als eigentlich daran ist. Man denke nur: solche Stimmen, Nachts, in der Luft! Genug zum Schrecken und Angst, und wer in Angst und Furcht ist, sieht hundert Dinge die nicht sind! 2) Das Wahre ist: es sind Vögel die entweder im Frühjahr wiederkommen oder im Herbst wegziehen, wie z. B. die Schneegänse, Kraniche, Schnepfen u. s. f. Oder auch Eulen und Rauben, die sich zusammen streiten, wie das im Frühling bei der Paarung der Fall ist. Das schreckliche:

Puh! Puh! Gleicht dem Geschrei des großen Ohrenkautzes. — 3) Wer Herz hat genau zu untersuchen, findet hier also keine Geister und Gespenster, sondern ganz natürliche Dinge. Wie folgende Geschichte zeigt.

36.

Da habt ihr eins, ihr Teufel.

Bei einem Förster in Deutschland war ein junger Mensch in die Lehre gegeben worden, der sorgfältig erzogen und unterrichtet, und dadurch vom Aberglauben geheilt war. Dieser kommt einmal Nachts mit einem alten Jäger nach Hause, und unterwegs kommt eben auch das Getümmel daher. Horch, sagt der junge Mann, was kommt da? Gott sey bei uns, sagt der Alte, macht ein Kreuz über das andre, das ist der wilde Jäger! Schweige ja ganz Mäuschen stille, sonst wirst du unglücklich. — Warum nicht gar! sagte der Junge! — Doch! doch! Das sind lauter Teufel und höllische Geister! — Narrenpöffen! Laßt sie nur kommen ich fürchte die Teufel nicht! — Indem kamen sie an einen freien Platz im Walde, und eben zog der Lärm über ihre Köpfe. Flugs schießt der beherzte Jüngling in die dunkle Luft hinauf und sagt: da habt ihr Eins! Ihr Teufel. Und plumps — stürzt etwas herunter, und als er nachsieht, hat er richtig einen großen Raub geschossen.

37.

Eine gute Lehre für junge Doktoren.

In Paris lebte ein junger Doktor, war nicht bekannt und hatte wenig zu thun.

Aber was thut der Schalk! er dinget einige Leute, schickt sie bald in dieses, bald in jenes Haus um zu fragen: ob nicht Doktor Portal da sey? er solle geschwind zur Gräfin A. . . . oder Baronin B. oder Markise C. kommen. Nun meinten jene Leute, poß tausend was muß das für ein Doktor sein, dem alle Leute nachfragen, den so viel vornehme Leute gebrauchen! Und so ward Portal bekannt, gewann bald sehr viel Kunden, und war gar Leibarzt von — Bonaparte! Portal starb den 23. Juli 1832.

38.

Der Gescheidere gewinnt.

Es ist halt nichts über einen gescheiden Kopf! So sagen die Leute, wenn sie den Boten sehen! — Nun wenn sie nicht so sagen — so will ich von einem andern gescheiden Kopf erzählen. Ein indianischer Fürst hätte gern ein Paar Fässer Rumm, (Zuckerbranntwein) geholt, wollte sie aber lieber nicht bezahlen. Solche Leute giebt's hier zu Lande auch, wenn sie schon nicht Fürsten sind. — Er sagt also zu dem Kaufmann, der den Rumm feil bot, kurzweg: „Gieb mir die Fässer sogleich! Wo nicht, so laß ich Feuer vom Himmel fallen auf dich!“ Das war eben nicht fein. Der Kaufmann, ein Engländer, war feiner! Er sagt ganz demüthig zum Könige: „Herr! ich und alle meine Waaren sind in deiner Gewalt. Ich bitte nur um eins, schaffe mir in diesem Augenblick nur ein Fünkeln Feuer vom Himmel, daß ich meine Tabakpfeife anzünden kann. Ihre Majestät war etwas verblüßt, und wußte sich nicht zu helfen. Da zog der Kaufmann sein Brenn-

glas hervor und zündete flugs seine Pfeife an, mit Feuer vom Himmel. Der Fürst erstaunte, und zog stillschweigend ab.

39.

Es geht manchmal so.

Hans denkt: ich will mein Korn jezt in die obere Mühle tragen; der neue Müller ist mein Götti, er nimmt mir wohl keinen Mahllohn ab. — Als er in die Mühle kommt, so denkt der Müller: da kommt mein Götti, den ich zur Tausche trug: der giebt mir wohl doppelten Mahllohn. So dachte jeder nur auf seinen Vortheil, und dergleichen giebt's noch alle Tage, auch außenher der Mühle.

40.

Giengs doch allen so.

In einer großen Stadt hatten zwei Spitzbuben gemerkt, daß der Metzger in ihrer Nachbarschaft ein Schwein geschlachtet aber noch nicht verschnitten hat, weil es auf den Abend gieng. Das wollten wir holen, denken sie; wenns verschnitten ist so kanns niemand mehr kennen. Richtig steigen sie in dunkeler Nacht ein, rappen umher, finden mit Tüchern gedeckt auf einem Laden was sie suchen, und flugs mit heim. Aber wie sperren sie Maul und Nase auf, als sie statt einer heißen Sau erblicken eine todte Frau! Dem Metzger war seine Frau gestorben, und weil der Sarg noch nicht fertig war, hatte er sie so hingelegt. Die Schelme wollten nun noch einmal hin und tauschen, werden aber von der Wache ertapt und festgenommen. Das war ein lustiger Schelmenpossen!

B ü r e n.

(Siehe gegenüber die Zeichnung.)

Dies Städtchen liegt an der Aare, mit einem Schlosse das ehemals zum Amtssitz diente; eine Stunde vom Jura, hat eine Schifflande und eine sehr schöne und starkgebaute Brücke wo sich eine neu angelegte Straße mit Fruchtbäumen bepflanzt, ziemlich in gerader Linie gegen Lengnau und Pieterlen eine Stunde lang hinzieht, und Büren durch den größern Verkehr weit lebhafter als bis dahin macht. Die daselbe umgebenden einzelnen Häuser — so wie das sogenannte Oberbüren mittäglich und die Scheuren westlich gehören dazu, die Zahl der Burgerschaft und der Einwohner ist circa 1100 Seelen. Die Gegend von da bis Solothurn und untenher bildet ein sehr angenehmes mit allerlei Abwechslungen der Natur schön geschmücktes Thal, von beträchtlichem Flächen-Inhalt. Vorzüglich angenehm ist die Nähe des Jura, auf dessen verschiedenen Punkten und Höhen man herrliche Aussichten genießt, und wo mancher Einheimische und Fremde die herrlichsten Stunden und Tage verlebt und zugebracht hat. Ganz freundlich laden die hin und wieder zerstreuten Berghütten zum Genuß der Natur ein, und befriedigen manche Wünsche und Bedürfnisse der Wanderer.

Viele die Oberländer Gebirge und Gletscher besuchenden Schweizer und Ausländer würden in diesem Clima mehr Bequemlichkeit und Wohlsein fühlen, und eben so romantische und herrliche Aussichten genießen, als daselbst. Von den Schnee-

lawinen und sonstigen Naturschrecknissen hat sich hier Niemand zu fürchten. In 1, 2 à 3 Tagen kann man nach Verhältniß mehr sehen und genießen, als in mehreren Wochen auf den entfernten gefährlichen Bergklippen und Höhen der obern Gebirge und was sehr angenehm ist, man ist da, so zu sagen, zu Hause, denn die weiteste Entfernung der besuchtesten Jurapunkte, wie zum Beispiel des Weissensteins, beträgt von Büren nicht mehr als 3 à 4 Stunden. Wer sich die Mühe nicht scheuen will, dorthin zu wandeln, kann dort alle mögliche Bequemlichkeit und Aussicht genießen. Auf dem höchsten Punkte steht das unlängst erbaute massive Haus, für Wolken-Gäste besonders eingerichtet. — Unten am Fuße des Weissensteins ist die Stadt Solothurn, am romantischen Aaruser gelegen.

Von Norden oder dem Jura herkommend, postirt sich südlich in der Nähe über dem Städtchen das sogenannte Belle-vue, der Sitz einer eigenen Gesellschaft von Herren, die da ihre Zwischenstunden angenehm zubringen. Die daselbst emporragenden Pappelbäume bilden einen sehr schönen und wahrlich respektablen Anblick. Der daselbe westlich und südlich umgrenzende Wald vergrößert die Annehmlichkeiten dieses Plätzchens, und macht es jedem Reiselustigen und Freund der Natur bemerkenswerth. Ueberdies kann ein Freund der höhern Regionen von Alpenketten auch eben da in der Nähe eines Wäldchens dieselben in beträchtlicher Ausdehnung erblicken, ohne dieselben mit Hand und Fuß betasten zu müssen.

Auf diesem kleinen Hügel hat man eine mehrere Stunden weite Aussicht, so wie man viele, verschiedene Ortschaften ins

Ansicht der Stadt Buren.



Auge fassen kann. Ganz unweit steht der Ueberrest der Ruine des Schlosses Straßberg auf einem erhabenen Hügel, die jedoch bis auf den Grund abgebrochen und durchwühlt ist und wovon die Steine zu Erbauung von Häusern gebraucht werden. Unweit Büren befinden sich das Moosbad, die Curbäder von Oberwyl und das Bachtelenbad bei Gränchen, Cant. Solothurn. Zur Kirchgemeinde Büren gehört auch das westlich jenseits der Aar liegende Meienried, welches, wie die ganze Umgegend von Büren, oft der unglücklichen Ueberschwemmung und dem Aarenaustritte ausgesetzt ist; die schönsten Wiesen, Aecker und Felder liegen Schuhe hoch unter Wasser, und rauben den Bewohnern oft die bedeutendsten Nahrungsquellen. So wie diese Gegend sonst überhaupt angenehm und fruchtbar wäre, und viele Einwohner sich des Wohlstandes rühmen könnten, so ist doch, die auswärtigen ansässigen Bürger, welche zuweilen ihr Glück machen, nicht eingerechnet, ziemlich Armuth vorhanden, welche meistens daher kommt, weil eben obiger Umstand, wie gesagt, wann er eintritt, die landbauende Classe Menschen in gänzliche Entblößung versetzt. — Büren hat gute Rechte und Freiheiten, — einträgliches Stadtgut in Capital und Liegenschaften, und viele und wohleingerichtete Schulen.

Jeder Bürger und Einsasse war bis dahin verpflichtet, den anstößenden Landbesitzern der Aare an den Schwellen zu helfen. Auch diese Last drückt die ärmere Classe oft fast zu Boden, und erregt manche Stimme der Mißbilligung und Verwünschung. Jeder Bürger daselbst hat Allmentland zum Pflanzen und wann es gut geht, und die Aare nicht kommt, so kann er sich

und die Seinigen mit seinen Produkten ernähren. — Auch mangelt es nicht an Holztheilung, — aber auch nicht an Verminderung der Waldungen, die durch die vielen Bauten der Bauern und Herren und sonstigen Mißbrauch, wie fast überall, sehr angesprochen werden.

Die Gemeinde Büren besitzt auch einen Spital für Arme, und Unvermöglige können überdieß auch noch in das außenher dem Städtchen liegende Krankenhaus untergebracht werden.

Büren hat jährlich 5 große Jahr- und überdieß auch Wochenmärkte; Handel hat es wenig, obschon die Lage sehr bequem dazu wäre. Der meiste und weitaus der größere Theil der Einwohner giebt sich mit dem Landbau ab, worin eine außerordentliche Thätigkeit und Betriebsamkeit zu bemerken ist.

Zu verwundern ist sich überhaupt, daß in dieser so vortheilhaft durch die Natur ausgezeichneten Gegend keine mehrere Ansiedlungen von Fremden wie z. B. Engländern, Franzosen und so weiters, stattfinden, was diese und die umliegende Ortschaften sehr beleben und für sie auch in mehreren Hinsichten vortheilhaft sein würde.

Die große Straße von Aarberg durch Büren nach Solothurn, Aarau, Basel u. wird besonders seit der Verbesserung der Landwege sehr stark befahren und benutzt.

Es geht nicht immer so.

Da läuft ein armer Handwerkspursche die Stadt hinunter, denn in der Sankt-Sebaldis-Kirche läutet es schon acht Uhr,

Gybeli! Gybeli! Gåbeli!

Daß auf! Es kommt eine gar schöne Geschichte! — Wer ist der Mann der da so die Straße kreuz und überwerch mit unsichern Schritten mißt? Es ist der alte Mann von St. . . u. s. w. Er hat sich ein Käuschlein getrunken, und ist verliebt dabei bis in die Zehen! Wer ist jene schöne Dulzinea? Es ist seine Tochter Liseli! Man hat ihr nachgeredet, sie habe sich verschworen nie zu heirathen. Sie hat aber hoch und theuer versichert das sey nicht wahr. — Seht nur! Alle Samstage ist ein Turnier von jungen Liebesrittern vor ihrem Fenster, die im Mondschein um den Preis ringen, wer die holde Prinzessin erkämpfen möge. Jetzt kommt ihr Bruder! Wird er Streit mit ihnen beginnen! Wird er Kampf ihnen bieten und sie weggagen von der holden Dirne? Mit nichten! Er führt sie höflich ein in den Kuhstall; er rühmet ihnen die Menge und die Pracht seiner fetten Kühe! Ja! Wenn wir die schönen Thiere nur sehen könnten! Aber — es ist stockfinster. Poß! Da kommt einer der Jünglinge mit einer Laterne, zündet in den Stall und erstaunt rufen die Ritter:

„Poß Belten! was soll das heißen?“

„Wir finden statt Kühen nur Geißen!“

Seither heißt die Jungfer nur Gybeli! Gybeli! Gåbeli! Und an ihrer Hofthüre steht geschrieben:

Ein altes Sprichwort sagt sehr wahr:
Hochmuth kommt vor dem Falle.
Wer nur drei tschägget Geißen hat
Hat drum nicht Kuh' im Stalle.

da wird das Thor gesperrt, und wer hinaus will, muß einen Kreuzer bezahlen. Er trifft einen Greis an, einen übelmögenden Bettler, der sich anstrengt hinaus zu kommen, um seinen Sperrkreuzer zu ersparen. Aber er kam mit seinen alten Beinen nicht fort. Das jammerte den Handwerksburschen, er nimmt den Alten an seinen Arm und hilft ihm fort. Aber als sie an's Thor kamen, ist's schon geschlossen. Der Alte fängt an zu weinen: „ach daß Gott sich erbarme! Ich habe heute nur zwei Kreuzer zusammengebetelt, und nun bleibt mir nur die Hälfte!“ Hat sich was zu weinen, sagt der Handwerker! Ich hab sechs Kreuzer. Ich bezahl den Sperrkreuzer, und du nimm den Rest des Geldes und thue dir was zu Gute. Ich kriege schon wieder Arbeit, daß ich was verdiene. — Vor dem Thore aber stritten sie mit einander. Der Alte wollte das Geld nicht behalten, der Bursche wollte es nicht zurücknehmen. Da sprach ein Grenadier, der von der Wache war, und der den Streit mit angehört hatte: „Ihr send meth Seel ein paar ehrliche Kerls. Ich will ein Ende machen! Ich habe mir einen Vierundzwanziger erspart, und wollte am Sonntage mit meinem Mädchen zu Bier gehen. Aber hol der Teufel das Bier und den Tanz, wenn solche ehrliche Kerle Noth leiden sollten. Da habt ihr mein Geld! Aber macht mir nicht viel Gribus Grabus, oder beim Himmel ich fluch euch den Vierundzwanziger in den Sack hinein.“ Vergelts Gott, haben sie gesagt; und vergelts Gott will auch ich sagen, so oft ich vernehme, daß etwas dergleichen noch mehr geschehen ist. — Viel Reiche haben viel gegeben, aber diese gaben von ihrer Armuth alles was sie hatten.

Grabschrift auf einen gewissen Pfister.

Mit seinem Handwerk hat's der Meister
weit gebracht.

Er hat mit kleinem Brod sein Haus sehr
groß gemacht.

Grabschrift auf einen gewissen Doktor.

Er starb, der Doktor Pfiff! Grabt auf
auf den Leichenstein:

Wer andern Gruben gräbt, fällt endlich
selbst hinein.

Bilder aus dem heidnischen Alterthum,
gefunden in diesem Jahre.

(Siehe gegenüberstehende Zeichnung.)

In der Mitte Maimonats kehrte der
Hinkende von einer Botenreise auf der
Thunstraße nach Hause zurück. In dem
schönen Dorfe Muri bei Bern sah er
eine Menge Leute in das Pfarrhaus gehn,
und fragte, was es denn da Neues gäbe?
Man antwortete, es seyen dort alte heid-
nische Götzenbilder zu sehen, die vor wenigen
Tagen ganz nahe beim Pfarrhaus gefunden
worden. Man habe nämlich einen Pflanz-
platz für Bohnen zureichten wollen; da aber
der Boden mit alten römischen Mauern
angefüllt sey, woher auch der Ort den Na-
men trage, so habe man eine dieser Mauern
oben abgebrochen, und sei hinter derselben
auf etwas Klingendes gestoßen, habe dann
sorgfältig nachgesucht, und bald mehrere

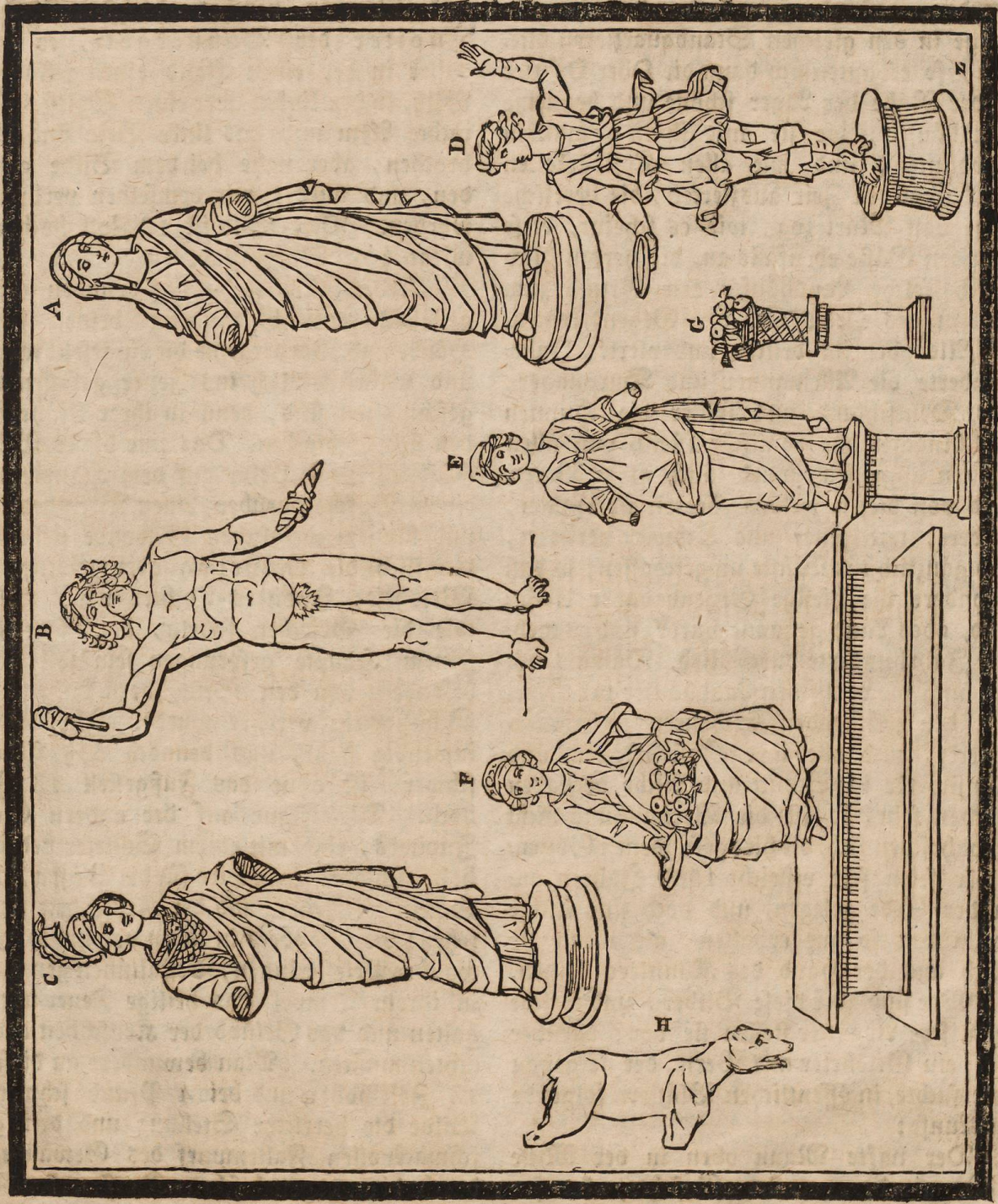
Bilder in Erz von Göttern und Göttinnen,
nebst ihren Fußgestellen, zwei lateinische
Inskriften, Thiere, Hauszierrathen, Ge-
räthe, u. s. w. an's Tageslicht gebracht,
die ungefähr zwei Schuh in der Tiefe
unter Erde und Brandschutt lagen, über
zwanzig verschiedene Stücke, theils ganz,
theils beschädigt, die meisten aber sehr wohl
erhalten, und von großem Kunstwerthe.

Das könnte wohl einen Artikel für den
künftigen Kalender liefern, dachte der Bote.
Aber gehört es dahin? — Schnurren und
Schwänke finden sich genug, aber vernünf-
tige Leser — und das sind, wie wir hoffen,
die Unsrigen alle — lesen auch gern mit-
unter etwas Merkwürdiges, und gewiß gab
es in diesem Jahre wohl nichts Merkwür-
digeres, als dieser Fund so alter Dinge
in so neuer Zeit, und Bilder wie die gefun-
denen hat man noch in keinem Kalender
gesehen, und wird sie in keinem andern
finden.

Denn es sind, wie jeder Kenner sehen
kann, rechte römische Götzen, die sehr wahr-
scheinlich im zweiten oder dritten Jahrhun-
dert der christlichen Zeitrechnung, das heißt
vor ungefähr 1600 Jahren durch römische
Künstler gegossen, und aus Italien durch
römische Offiziere in die Schweiz gebracht
worden. Die Geschichte lehrt uns nämlich,
daß die Römer bald nach Christi Geburt
unser Vaterland, wie die meisten Länder der
damals bewohnten Erde, besetzt, Städte
und befestigte Lager darin errichtet, und
in dieselbe mehrere römische Legionen zur
Besatzung des Landes verlegt hatten. Ein
solches Lager, vermuthen die Gelehrten, sey
auch in der Nähe von Bern, das aber damals
noch nicht erbaut war, und zwar im Brem-
garten, wo mehrere Alterthümer gefunden

ten,
sche
Ge-
cht,
iefe
über
nz,
ohl
the.
den
ote.
und
inf-
en,
mit-
gab
vür-
inge
fun-
der
dern
hen
ahr-
un-
eist
sche
urch
acht
ich,
burt
der
ädte
und
zur
Ein-
sen
nals
em-
den

Die Alterthümer von Murt.



worden, gestanden, und da die Truppen lange in den gleichen Standquartieren blieben, so erbauten sich dann die Ober-Offizier in der Nähe der Lager schöne und bequeme Landhäuser, die sie mit ihren Familien bewohnten, und mit allen Kostbarkeiten der damaligen Zeit auszierten, die herrliche Lage von Muri zog, wie es scheint, diese fremden Gäste ebenfalls an, die vermuthlich durch solche Landhäuser den Grund zum Anbau des Ortes und der Gegend legten.

Als aber im dritten und vierten Jahrhundert die Allemannen und Burgunder, aus Deutschland und später die Hunnen aus Ungarn das römische Reich von allen Seiten angriffen, wurde auch unser Vaterland von diesen wilden Heeren überfallen, erobert, mit Feuer und Schwert verheert, und gänzlich zur Wüste umgeschaffen, so daß besonders die hiesige Gegend daher Ueثرland, ödes Land genannt wurde, und es mehrere Jahrhunderte durch blieb. Damals mögen auch die römischen Landhäuser bei Muri von den wüthenden Schaaren in Brand gesteckt, und alle ihre Kostbarkeiten und Kunstwerke in Schutt und Asche begraben worden sein, so ist die Vermuthung nicht unwahrscheinlich, die hier gefundenen Gözenbilder seien seit villeicht 1500 Jahren unter der Erde gelegen, und doch sind einige von ihnen so gut erhalten, als wenn sie frisch aus der Hand des Künstlers kämen.

Wer sind aber diese Bilder, und welche heidnische Abgötter stellen sie vor? darüber giebt ein Gelehrter aus Bern, der sie genau untersuchte, in öffentlichen Blättern folgende Auskunft:

Der nackte Mann oben in der Mitte (B.) mit dem ernstesten Gesichte, krausen Bart und Haarlocken, ist die von Griechen

und Römern verehrte höchste Gottheit, Jupiter der Donnergott, er trägt daher in der einen Hand einen geflügelten Blitz, in der linken aber einen Speiß. Der rechte Arm und das linke Bein sind abgebrochen, aber nahe bei dem Bilde gefunden, und wieder mit demselben verbunden worden. Das Bild ist 12 Zoll hoch und wiegt 4½ Bernpfund.

Neben ihm stehn auf runden Fußgestellen zwei Göttinnen; beiden fehlen Hände und Vorderarme die eingesetzt waren, und wahrscheinlich ins Feuer gefallen und geschmolzen sind, denn in ihrer Nähe fanden sich Schlacken. Das eine dieser Bilder (C.) mit dem Helm auf dem Haupte und einem Busche darüber, einen Brustharnisch und langem weiblichen Gewande stellt sehr kenntlich die Minerva oder Göttin der Weisheit, Jupiters Tochter vor, welche wie die Griechen fabeln, bewaffnet aus seinem Haupte gesprungen sein soll, und besonders von den Bewohnern Athens als Schutzgöttin verehrt wurde. Ihr Bild, inwendig hohl, und dennoch 5½ Pfund schwer, ist ohne das Fußgestell 13 Zoll hoch. Die Figur auf der andern Seite Jupiters, eine mit einem Schleier bedeckte hohe, schlanke Frau wird für die Vesta, (A) Göttin des Feuers und der Keuschheit angesehen; die besonders in Rom verehrt wurde, wo ihre Priesterinnen, Vestalinnen genannt, in ihrem Tempel das heilige Feuer unterhalten und das Gelübb der Keuschheit beobachten mußten. Man bewundert an diesem 13 Zoll hohen und bei 4 Pfund schweren Bilde die herrliche Stellung und den geschmackvollen Faltenwurf des Gewandes, durch die es griechischen Kunstwerken an die Seite gesetzt werden kann.

Unter diesen drei größern erblicken wir drei kleinere Bilder, das erste auf der rechten Seite (D.) ist die niedlichste und am besten erhaltene Figur der ganzen Sammlung, ein kleiner, fast schwebender Tänzer oder Cymbalen-Spieler, mit aufgeschürzter Kleidung, an dem auch nicht ein Härchen oder eine Fingerspitze fehlt oder verletzt ist. Er ist nur 5 Zoll hoch und wiegt etwa 20 Loth. In der Mitte steht auf einem viereckigen altarähnlichen Fußgestelle eine Göttin (E.) die man wegen ihrem Kopfschmuck in Form eines Diadems für eine Juno, die Gemahlin und Schwester Jupiters ansieht. Ihre Arme sind abgebrochen, ihre Kleidung und Haltung sehr geschmackvoll. Auf dem Fußgestelle von dem es aber ungewiß ist, ob es zu diesem Bilde, oder dieses Bild zu ihm gehöre, steht eine in sehr schönen und deutlichen Buchstaben abgefaßte lateinische Inschrift, worin von einer Göttin Maria die Rede ist, die den Römern unbekannt, und wahrscheinlich eine gallische Gottheit war. Das zwischen diesem Bilde und dem Tänzer befindlichen Gestelle mit einem Fruchtkorbchen gehört eigentlich zu der dritten Figur (F.) die auf einem länglichen Fußgestelle sitzt, und Früchte auf ihrem Schooße trägt, woraus man schloß, daß sie die Pomona, oder Fruchtgöttin vorstelle; sie ist aber grob gearbeitet und von weit geringerem Kunstwerthe als alle übrigen. An dem Fußgestell ist ebenfalls eine Inschrift zu lesen, von einer Göttin Artio, deren Namen noch nirgend vorgekommen ist. Ihr war, dieser Inschrift zufolge, das Bild von der Licinia Sabinilla, der römischen Besitzerin oder Bewohnerin des Landguts, geweiht.

Neben diesem Bilde erscheint noch

ein ganz sonderbares, vierfüßiges Thier, aus dem man nicht recht klug werden kann. Es mag bei 3 Zoll hoch und fast doppelt so lang seyn, ist wohl beleibt und zottig, der Kopf gleicht einem Hunde, der Hinterleib einem Bären, die Pfoten sind abgebrochen, jedoch zwei derselben, eine Vorder- und eine Hinterpfote gefunden worden; ob es ein Hund, ein Bär oder, wie mehrere Kenner behaupten, ein Nilpferd sey, mögen die Gelehrten entscheiden.

Alle diese Stücke und noch mehrere andere, die hier nicht abgebildet werden konnten, wurden in Zeit einer Viertelstunde ganz nahe bei einander in einem Raume von höchstens zwei Quadratschuhen gefunden und man vermuthet daher, es sei die Hauskapelle des römischen Landgutes gewesen, in welcher jene Gottheiten beisammen aufgestellt waren. Münzen oder Waffen sind keine gefunden worden.

Auf Verfügung der Regierung ist der ganze reichhaltige Fund aus dem Pfarrhaus Muri in das öffentliche Museum gebracht, und daselbst zur Einsicht des Publikums aufgestellt worden. Künftigen Herbst sollen dann fernere Nachgrabungen auf dem Pfarrgute statt haben.

47.

Eine Gespenstergeschichte.

Wenigstens siehts genau so aus. Ob's wirklich so ist, wird der geehrte Leser am Ende selber vermerken. — In einer großen Stadt war ein armer Mann, der hatte eine kranke Frau; und da er in seiner Armuth ihr nicht die nöthige Hülfe und Pflege schaffen konnte, so brachte er sie in den Spital. Eine Woche darauf erhält er Be-

scheid: seine Frau sey gestorben, er solle einen Sarg bringen, denn dort werden die im Spital Verstorbenen den Ihrigen tod zurück: gegeben. Mein armer Mann setzt seinen letzten Heller daran, läßt einen Sarg machen, bringt ihn vor den Spital, hier wird er ihm an der Thüre abgenommen, nach etwas Zeit mit dem Todtenkörper ihm wieder zu: geschoben, und so wurde der Sarg auch begraben. Gebt acht! jezt kommts!

Raum eine Stunde ist der Mann heim, sitzt allein zu Hause und denkt: wie betrübt ist es, wenn man keine Frau und kein Geld hat, so klopft man an der Thüre und ruft mit einer bekannten Stimme: mach auf. Schon krabelt dem Mann etwas den Rücken auf; aber als er aufmacht und seine, wie er meint, selige und begrabene Frau leibhaft vor ihm steht, da wirft ihn der Schreck darnieder, und er bettet stille, alle guten Geister! Ja er ward so krank, daß er selber in den Spital gebracht werden mußte.

Ist das nun eine Gespenstergeschichte, oder ist's keine? Der Bote wills kurz machen, denn er hat den Schlüssel zum Räthsel. Das gieng so zu: Die Anzeige des Todes war in das unrechte Haus und an den unrichten Mann gekommen, und der arme Mann hatte also jemand ganz anders begraben als seine Frau. Nützliche Lehren: 1) Es ist nicht gut die Frauen verwechseln, weder lebendig noch tod. 2) Es ist auch nicht gut glauben, ehe man geprüft hat, und erschrecken, ehe man die Sache recht weiß.

48.

Ein Gespräch zwischen dem Boten und seinem Bevater Schulmeister über das Wort Vorurtheil.

Wenn nämlich der Bote etwas gar nicht oder nicht recht versteht, so fragt er

seinen Bevater, den Schulmeister. So fragt ich einmal:

Bote. Ich habe das Wort Vorurtheil schon so oft gehört, versteh's aber nicht so ganz, und weiß nicht recht, ob's mit Irrthum einerlei oder was der Unterscheid ist? Wie ist's damit?

Schulmeister. Das ist so: Vorurtheil ist meist Irrthum, aber Irrthum ist nicht immer Vorurtheil.

Bote. Das ist ungefähr als wenn ich sage: die Müller sind meistens — du weißt wohl was! Aber nicht alle Schelme sind Müller.

Schulmeister. Du kommst mir damit gerade recht. Eben darum kann ich dir sagen was ein Vorurtheil ist. Betrachte das Wort genauer so siehst du: es bedeutet ein Urtheil das vorausgeht, ehe die Sache geprüft und bekannt ist. Daher wird ein solches Urtheil —

Bote. Meistens auch Irrthum enthalten, richtig! Aber wo bleibt der Müller?

Schulmeister. Der soll gleich aufmarschieren. Weil nun die Leute lieber hurtig urtheilen als langsam prüfen, so haben sie allerlei Grundsätze, zum Theil ganz falsche, angenommen, nach denen sie urtheilen ohne zu prüfen. Z. E. Sie schließen von einem auf Alle, und sagen: der Müller K. und der Müller N. haben mir zu tief in den Sack gegriffen, also sind alle Müller Schelme. Der Rechtsagent N. hat mich betrogen und ums Geld gebracht, also sind alle Rechtsagenten — !

Bote. Hast recht! So hab ich in der That schon oft urtheilen gehört. Da hat einer einen Schulmeister gesehen, der war ungeschickt. Gleich schreit er: unsere Schulmeister sind alle erbärmlich.

Schulmeister. Ja, und weil hier und da etwa ein einfältiges Stücklein im Kalender des hinkenden Boten steht, so heißt: der ganze Kalender ist miserabel.

Bote. Da führst du mich auf eine andre Manier von Vorurtheil. Man ist nun einmal gewohnt über diesen Kalender zu schimpfen. So schimpft Mancher laut darüber, ehe er ihn nur mit einem Auge angesehen hat.

Schulmeister. Richtig; und das zeigt, daß Vorurtheile erblich sind, und sich auf viele Jahre fortpflanzen. Weils mancher so gesagt hat, weil man's oft so gehört hat, so sagt man's getrost nach, und denkt: es kann nicht anders sein!

Bote. Wenn wir noch eine Zeit lang darüber reden, so finden wir wohl eine Menge solcher Vorurtheile.

Schulmeister. Mehr als genug. Ich will dir einige der gewöhnlichsten hersagen:

Was einmal oder einige Male so geschah, muß immer so geschehen. Z. B. Es hat mir einmal des Nachts von Raken geträumt, und den Tag darauf hab ich Streit mit dem Nachbar gekriegt. So oft mir wieder von Raken träumt werd ich Streit bekommen! — Umgekehrt —

Was noch nie geschah, oder ich wenigstens nicht erfuhr, das ist unmöglich und nicht wahr. Es glauben noch jetzt manche Leute nicht, daß die Fyfolter aus den Graswürmern entstehen, weil sie's nie beobachtet haben.

So bald etwas Unbekanntes, Unerwartetes vorkommt, so hat das eine Bedeutung für die Zukunft. Der Hans geht seine Straße,

es fällt ein alter Baum um als er vorbeigeht, und er meint: Ach! Das bedeutet Unglück! u. s. f.

Darum sag ich meinen Schulkindern immer den Spruch vor:

Urtheile nicht zu früh;

Prüf alles mit Bedacht.

Es hat das Vorurtheil

Schon manches Weh gebracht.

49.

Geschieht ihm recht.

In Lyon liegt eine alte Frau von 77 Jahren im Spital oder vielmehr in einer Verpflegungsanstalt. Es war wohl ein kurioser Einfall von einer so alten Frau, daß sie noch in die Lotterie setzte. Aber dieser wunderliche Einfall gerieth doch so gut, daß sie 40,000 französische Franken gewann; das sind gerade achttausend Stück zu 50 h. und das ist aller Ehren werth. Jetzt läßt sie ihren Sohn kommen, sagt ihm nichts von ihrem Glück, bittet ihn aber gar sehr, daß er sie hier weg und in sein Haus aufnehme: ich wollte doch gerne bei meinen Leuten sterben, daß eine freundliche Hand mir die Augen zudrückte u. s. f. Aber der Sohn schnauzt sie gewaltig ab. „Daraus wird nichts! Bleib wo du bist! das sind Grillen! u. s. f.“ — Schon gut, sagt die Mutter, ich bleibe doch nicht hier, und weiß nun was ich zu thun habe. Und wirklich trat sie nach einigen Tagen aus, und heirathete bald nachher einen jungen Mann, der nun die 40,000 Franken erhielt. Der Sohn kriegte wie billig nichts als — eine lange Nase.